VERSORGERIN

stadtwerkstatt linz

2 Giblinge (= 2 Euro)   # 0139



september 2023

versorgerin Nr. / 139 / september 2023 / österreichische Post AG / MZ 15Z040481 M, Stadtwerkstatt, Kirchengasse 4, 4040 Linz

editorial

»Massenaktionen entstehen [...] nicht dadurch, dass Theoretiker sich über ihre Bedeutung einigen und beschließen, dass es losgehen kann. Sie kommen empor aus der Notwendigkeit der Lage, durch das unmittelbare Empfinden der Massen, mögen wir sie wünschen oder nicht. Von unseren Diskussionen hängt nur ab, ob sie, statt instinktiv, mit klarem Bewusstsein ihres Wesens durchgeführt werden.« (Anton Pannekoek, Marxistische Theorie und revolutionäre Taktik, 1913)

»The change, it had to come / We knew it all along / We were liberated from the fold, that's all / And the world looks just the same / And history ain't changed« (The Who, Won't get fooled again, 1971)

Jetzt gibt es hierzulande also wieder eine Debatte um den »Marxismus«. Es sollte genügen, diese mit einer – von Engels brieflich überlieferten – Bemerkung von Marx selbst zu kommentieren, die gemeinhin mit »wenn das Marxismus ist, bin ich kein Marxist« übersetzt wird. Denn tatsächlich erschöpft sich das, was als »Marxismus« perhorresziert wird, meist in der Forderung nach ein bisschen Umverteilung, einhergehend mit bassem Erstaunen darüber, dass flatus populi dennoch eher Richtung Pogrom weht, denn zur Befreiung hin. Das bedeutet nicht, dass keine verteidigenswerten zivilisatorischen Fortschritte existieren – allerdings sind diese nicht unabhängig von den Konstellation zu haben, in denen sie existieren.
Die Oslo-Vereinbarungen vor 30 Jahren waren als Grundlage für einen dauerhaften Frieden im Nahen Osten eine sinnvolle Angelegenheit – die Gründe für ihr Scheitern analysiert *Stephan Grigat*. Auch erfolgreiche Kämpfe für die Rechte von Lesben, Schwulen, Inter- und Transpersonen zeigen, dass Verbesserungen tatsächlich erreichbar sind – das subversive (oder gar revolutionäre) Potential von Veranstaltungen wie Pride Parades sollte man aber nicht überschätzen, wie *Tina Sanders* in ihrem Beitrag argumentiert. Gesellschaftliche Rahmenbedingungen prägen auch den Umgang mit Menschen, die ständiger Betreuung bedürfen – und das nicht unbedingt vorteilhaft. *Paul Schuberth* hat darüber mit Frédéric Valin gesprochen, der seine Erfahrungen im Roman »Ein Haus voller Wände« beschrieben hat. In Vorderasien wären diese Wände – nach exotistischer Vorstellung – samt und sonders mit Kelims verkleidet; wodurch sie sich schnell dem Verdacht des Orientalismus aussetzt. *Richard Schuberth* widmet sich im zweiten Teil der Artikelserie »Byron auf dem Diwan, Postkolonialismus auf der Couch« den diesbezüglichen Theorien Edward Saids und rückt sie grausam-gründlich zurecht. Kritischer Untersuchung bedarf auch der Umstand, dass sich im globalen Veranstaltungswesen lupenreine Monopolstrukturen herausgebildet haben, die Ticketing, Venues, Booking, etc. umfassen. *Berthold Seliger* zeigt dies am Beispiel von CTS Eventim/FPK Scorpio und *Jörg Parnreiter* fragt sich, warum die Stadt Linz da in Form des »Lido-Festivals« mitmachen muss. Oppositionelle Stimmen sind im Konzertbetrieb leider rar – mit Peter Brötzmann ist Ende Juni eine weitere verstummt; *Andreas Fellinger* erinnert an den Freejazz-Saxophonisten. Der Todestag Max Horkheimers jährte sich diesen Juli zum 50. Mal – *Magnus Klaue* legt dar, warum der Kritische Theoretiker und einstige Direktor des Frankfurter Instituts für Sozialforschung kaum ein intellektuelles Nachleben und nur wenige Schüler hatte.

Das komplette zweite Buch dieser Ausgabe steht im Zusammenhang mit der diesjährigen Showcase-Extravaganza STWST48x9 COLD HEAVEN: die *48 Hours of Immersive Trash* finden von 8-10. September wieder als STWST-Kunsthappening in and around the house statt. Darum gibt es Infos zum Programm, Texte zum Hype-Vokabel »Immersion« von *Florian Huber* und *Mathias Müller*, einen Beitrag zu Plastikmüll und Ressourcenverbrauch von *Michael Aschauer* (der bei STWST48x9 mit seinen »Petrosculptures« vertreten ist), es gibt mögliche KI-Szenarien von *Patrick Derieg*, KI-Dialoge von *Stefan Schmitzer*, Überlegungen von *Claudia Reiche* zu ihrer Foto- und Videoinstallation »Over - Exercises in Death« ... undundund: Kritik am proprietären Tech-Sprachgebrauch übt *Aileen Derieg*. Und *Aimilia Liontou* portraitiert die Arbeiten von Vo Ezn, die von servus.at zur diesjährigen Residency geladen wurde und deren Projekt ebenfalls während STWST48x9 präsentiert wird. Ein spezieller Hinweis hier für diejenigen, die während STWST48x9 im September in Linz weilen: Unbedingt beim »Bloodproof of Life« vorbeikommen, dort gibt dir die STWST dein Herzblut zurück. Und stellt die Fragen: Bist du echt? Lebt dein Leben?

Die Versorgerin 139 ist jedenfalls »leider wieder gut geworden« – um das Editorial der aktuellen *Referentin* zu zitieren. Das meint

die Redaktion

Journalistischer Katechismus



Der Journalistische Katechismus ist eine Handreiche für all jene, die dauernd irgendwas mit Medien machen und darum keine Zeit haben, Machiavellis *Il Principe* zu lesen. Deshalb erscheint er auch häppchenweise in Serie.

Drittes Hauptstück:
Von der innern Pressefreiheit und der Vertraulichkeit mit dem Verlag

Was ist die innere Pressefreiheit?

Es ist die Pressefreiheit, die in der Redaktion gründet, von der Chefredaktion angeleitet, und auf Ressorts verwendet wird. Die »innere« heißt es darum, weil es die Pressmenschen innerhalb ihrer selbst beschäftigt hält.

Worin besteht die innere Pressefreiheit?

In diesen drei Stücken: in der Einsammlung, in der Entsagung und in vielfältiger Uebung der verlegerischen Gottseligkeit.

Was fordert die Einsammlung?

Die Einsammlung besteht in der Redaktionskonferenz, wo die Themen künftiger Textprodukte festgelegt werden, die den Ergebnissen der Performance-Analysen vergangener Beiträge entsprechen.

Wie weit muß sich die Entsagung erstrecken?

Auf alle Güter, welche im Medienbetrieb gar zu gierig können verlangt und geliebt werden, besonders aber auf die, welche die journalistischen Grundbedürfnisse reizen und der Begierlichkeit dienen (Festanstellung, Entlohnung gemäß Kollektivvertrag ohne Tarifflucht durch Auslagerungen etc.); dann aber auch auf einige prestigeträchtige Güter (Aufmacher, Exklusivstory), woran fast alle Pressmenschen ein großes Wohlgefallen haben; endlich muß man sich sogar mäßigen im Verlangen nach editorischen Vortheilen (daß Beiträge nicht willkürlich vom Lektorat verhunzet werden). Denn wenngleich diese Güter zunächst erstrebenswert scheinen (sowohl individuell, als auch gesamtredaktionell), so müssen sie doch abgewogen werden, was die verlegerische Gottseligkeit belangt.

Was wird unter der Uebung der verlegerischen Gottseligkeit verstanden?

Die immerwährende Beschäftigung mit verlegerischen Gedanken.
Denn das sensationellste *bombshell reporting*, der pathosgesättigste Kommentar, die rührendste *Homestory* zählen nichts vor IHM, wenn sie sich nicht in Reichweite, Engagement und damit letztlich in Auflagen- und Anzeigensteigerung übersetzen. Wer sich begehrte, zu sättigen von den Brosamen, die von des Reichen Tische fielen, wird sich mit den Hunden um sie balgen und sich die Schwären selbst lecken müssen. Denn wahrlich, ich sage euch: Der Honorar-Etat wird nicht mit schönen Worten gefüllt. Wer aber andererseits – selbst mit einfachen Mitteln wie dem Bildnis neugeborener Pandabären – die Klickzahlen steigert und den Bilanzgewinn auch nur im Kommabereich erhöht, wird nicht unbelohnt bleiben. Es ist im eigenen Interesse der Redaktion, den Verleger recht kennen zu lernen und mit IHM gleichsam einen vertraulichen Umgang anzuknüpfen. Zu diesem Ende muß man dafür sorgen, daß man eine genaue Kenntnis von den Handlungen seines Lebens und von allem, was Ihn betrifft, erhalte, so daß Gedächtnis, Verstand und Wille voll von der Mediengruppe seyen. Uebrigens kann man deren ganzes Leben in drei Zeiträume eintheilen.

Die **erste Zeit** ist die ihrer Ankunft in der Welt und umfaßt die Verlagswerdung, Geburt des ersten Medienprodukts und dessen Aufwachsen zu einem Bestandteil öffentlicher Wahrnehmung. Wenn keine finanzstarken Companies Geburtshilfe leisten (etwa Hersteller von Koffein-Brause auf Basis von Ochsengalle), ist die »Kinder«sterblichkeit hierbei allerdings recht hoch und die Anzahl an Totgeburten beträchtlich. SLAPP-Klagen tun ihr Übriges dazu, die Lebensdauer von Schlüpflingen zu reduzieren (wenn es dann auch noch vom Zielpublikum zwar durch selbstverliebte Kommentare, nicht aber genügend finanziell unterstützt wird, versandet die Unternehmung zackzack zum Diskussions-Sumpf).

Der **zweite Zeitraum** enthält die Ausprägung der Befriedigung zielgruppenspezifischer Bedürfnisse und die Erweiterung des Portfolios: So ist z.B. ein Franz Schellhorn nur bei oberflächlicher Betrachtung ein einfallsloser, aber devoter Propagandabüttel des Klassenkampfes von Unternehmerseite. Wenn er in seiner Profil-Kolumne im Telefonsex-Jargon von »blutjungen Rentnern« und »entspannten Arbeitslosen« schwadroniert, wird offenkundig, dass derartige Verbal-Libertinage auf eine profunde Erotisierung des – ansonsten eintönigen und reizarmen – Dienstes am Automatischen Subjekt abzielt. Er erfüllt somit nicht nur die Interessen von Signa und der Raiffeisen-Gruppe als Herausgeber des Blattes, sondern verpasst darüber hinaus dem good old Manchester-Kapitalismus insgesamt ein sexy Image, das über ideologische Hilfestellung weit hinausgeht und sich bereits in die Höhen des Eskort-Gewerbes aufschwingt. Es folgt für unser frisch geschlüpftes Medienunternehmen der Eintritt in den selbstreferenziellen, konkurrenzgetriebenen Medienzirkel, in dem sich alle gegenseitig das Hinterteil beschnüffeln, die Nase aber dennoch in die Höhe recken.

Der **dritte Zeitraum** ist der des Hinganges unsers Medienhauses zum Imperium. Hierher gehören seine anfänglichen Scharmützel mit Moral und Justiz, dessen Überwindung, und seine Übernahme des Meinungsmarktes, sowie großer Teile des politischen Systems. Die einen (Bertelsmann) nehmen die high-road vom Druck erbaulicher Literatur und Gesangsbüchern bis hin zur Gründung von Stiftungen, die das Hochschulsystem von Pesthölle (Ordinariensystem/Herrschaft blasierter Dumpf-Gummies) zum Cholerapool (Departmentsystem/Herrschaft managerieller Yuppie-Scums) transformieren helfen (Centrum für Hochschulentwicklung). Andere (Fellner) scheuen vorm Kloakenbad auf keiner Stufe der Metamorphose zurück und walzen zielstrebig von Teenie-Blättchen (Rennbahn-Express) zu Inseraten-Korruption und Politiker-Kauf (Österreich).

Da könnte eingewandt werden, dass die monopolisierte und zentralisierte mediale Landschaft nichts als verschattetes Ödland ist und die *media diet* dementsprechend lediglich unterschiedliche Geschmacksrichtungen von Scheiße bietet, aber 1. *wer* sollte das sagen? und 2. gibt sich der Erfolg am besten selbst recht: **Du hättest keine Macht über mich, wenn es dir von oben herab nicht gegeben wäre**.

Das kommende *Vierte Hauptstück* handelt von den journalistischen Tugenden.

VERSORGERIN

SPENDENAUFRUF!
SPENDENAUFRUF!

»INTERESSANT« IST »LECKER«
FÜR'S GEHIRN: NICHT MIT UNS!

DIE VERSORGERIN IST GRATIS ERHÄLTLICH, WIRD KOSTENLOS VERSCHICKT UND DAS SOLL AUCH SO BLEIBEN.

Das bedeutet aber nicht, dass wir Spenden ablehnen: Wir freuen uns deshalb über Obolusse (in beliebiger Höhe), damit wir nicht demnächst unsere Fahrradkuriere nach Berlin, Kiel und Leipzig schicken müssen.

SPENDEN AN:

Konto: Kulturverein Stadtwerkstatt
AT25 1860 0000 1930 0763
VKBLAT2L
Verwendungszweck: »Spende Versorgerin«
(unbedingt anführen)
Rückfragen an versorgerin@stwst.at

30 Jahre Osloer Abkommen

Stephan Grigat über Vorbedingungen und Scheitern des israelisch-palästinensischen Friedensprozesses.

Vor 30 Jahren kam es in Washington zum Handschlag zwischen dem israelischen Premierminister Jitzchak Rabin und dem PLO-Chef Jassir Arafat, mit dem jene »Prinzipienerklärung über vorübergehende Selbstverwaltung« besiegelt wurde, die allgemein als Osloer Abkommen oder Oslo I bezeichnet wird. Der Unterzeichnung waren inoffizielle Gespräche in der norwegischen Hauptstadt vorausgegangen, welche die Grundlage für den Nahost-»Friedensprozess« der 1990er-Jahre legten. Für das Zustandekommen dieser Annäherung waren Voraussetzungen notwendig, von denen heute einige kaum noch im Bewusstsein sind.

Erstens spielten in Israel die Erfahrung mit dem Libanon-Feldzug von 1982 eine Rolle, der mehrheitlich als erster Krieg bewertet wurde, der nicht der unmittelbaren Verteidigung diente. Das stärkte in der israelischen Gesellschaft jene Kräfte, die einen Ausgleich mit der PLO und den arabischen Nachbarstaaten für notwendig und möglich hielten und bereitete den Boden für das Erstarken der israelischen Friedensbewegung, die zehn Jahre nach dem Libanon-Feldzug die außerparlamentarische Unterstützung des Oslo-Prozesses organisieren sollte.

Zweitens gehört zur Vorgeschichte des Friedensprozesses die Erfahrung der Ersten Intifada, die Ende 1987 begann. Rabin, der als Verteidigungsminister lange für die Repression gegen die Aufständischen zuständig war, sprach bereits 1988 davon, dass die Intifada nicht militärisch beendet werden könne, sondern eine Lösung politisch erfolgen müsse. Als Resultat des Aufstands fand sich die Lage der Palästinenser Anfang der 90er-Jahre auf der internationalen Agenda. Teile der palästinensischen Gesellschaft verstanden, dass sie die Israelis nicht gewaltsam aus den Gebieten vertreiben können, und Israel musste einsehen, dass es die palästinensische Bevölkerung mit jenen Mitteln, die in der israelischen Gesellschaft und international akzeptiert werden, nicht unter Kontrolle bekam.

Drittens gehört zur Vorgeschichte des Osloer Abkommens der Zusammenbruch der Sowjetunion und des Warschauer Paktes, der dazu führte, dass die arabischen Staaten keine realistische Kriegsoption mehr gegen den jüdischen Staat hatten – anders als noch in den 1960er- und 70er-Jahren, als die arabischen Staaten von den realsozialistischen Ländern mit modernem Militärgerät ausgestattet worden waren. Vor dem Hintergrund des Zerfalls des Realsozialismus fand 1991 die Konferenz von Madrid statt, an der auf israelischer Seite der Likud-Premier Jitzchak Shamir teilnahm, der kaum zu Zugeständnissen gegenüber der PLO oder auch Syrien bereit war. 1992 jedoch gewann die sozialdemokratische Avoda unter Rabin die Wahlen und bildete unter anderem mit der linksliberalen Meretz eine Koalition.

Rabin meinte, eine historische Gelegenheit zu erkennen: Die Besatzung sei nur zu untragbaren Kosten aufrechtzuerhalten. Israel befinde sich in einer Position relativer Stärke, die PLO hingegen sei durch ihr Bündnis mit Saddam Hussein geschwächt. Die USA seien die einzige verbliebene Supermacht, aber Russland werde perspektivisch als pro-arabischer Akteur zurückkehren. Die klassische Sicherheitsdoktrin sei überholt und die Bedeutung der »strategischen Tiefe«, wegen der es lange auch in der Arbeitspartei als unmöglich galt, die Westbank zu räumen, nehme angesichts der Entwicklung der Raketentechnik dramatisch ab. Und vor allem: Das iranische Regime strebe nach Nuklearwaffen, woraus in Zukunft die zentrale existentielle Bedrohung für Israel erwachse.

Die Rolle des Iran

Ohne den letzten Punkt ist nicht zu verstehen, warum Rabin und sein Außenminister Shimon Peres den riskanten Schritt gewagt haben, sich mit jemandem auf einen »Friedensprozess« einzulassen, den beide über Jahrzehnte bekämpft hatten. Rabin war der erste israelische Premier, der von seinen Geheimdiensten davon in Kenntnis gesetzt wurde, dass das iranische Regime offensichtlich daran arbeitet, sich die Option auf Nuklearwaffen zu beschaffen.

1992 billigte Rabin zum einen die Geheimgespräche in Oslo, die den Auftakt für die direkten Verhandlungen mit der PLO darstellten. Zum anderen entschied Rabin sich für die Anschaffung von Langstreckenbombern, die gegebenenfalls in der Lage sein sollten, den Nuklearambitionen der Ajatollahs militärisch Einhalt zu gebieten. Zugleich beauftragte er die israelischen Gesandten, für eine scharfe Sanktions- und Isolationspolitik gegenüber dem iranischen Regime zu werben – was bis heute weitgehend gescheitert ist.

Die Idee war, die Gefahren an und in den Grenzen Israels durch Kompromisse in den Griff zu bekommen und den, wie Rabin das nannte, »inneren Gefahrenkreis« zu neutralisieren, um dem »äußeren Gefahrenkreis« – der heraufdämmernden existentiellen Bedrohung durch einen sich nuklear bewaffnenden Iran – angemessen begegnen zu können. Diese Konzeption ist in einem Punkt aufgegangen: 1994 kommt es zum Friedensschluss mit Jordanien, der zeigte, dass das Abkommen zwischen Israel und Ägypten von 1979 nicht jene an ein Wunder grenzende Ausnahme bleiben muss, als die es lange gesehen wurde. Ansonsten aber ist Rabins Vorhaben gescheitert.

Die Grundkonzeption des Osloer und der nachfolgenden Abkommen (Gaza-Jericho-Abkommen 1994, Oslo II 1995, Wye-Abkommen 1998) beruhte darauf, dass die Israelis ihre überlegene militärische Macht zurücknehmen und so ihre Feinde, die über Jahrzehnte mit der erklärten Absicht gegen sie gekämpft hatten, sie zu vernichten, dazu bringt, das als ein derartiges Entgegenkommen zu empfinden, dass sie sich im besten Fall zu Freunden, zumindest aber zu kompromissbereiten Gegnern wandeln.



Bild: Public Domain

Rabin, Clinton & Arafat 1993 in Washington

Doch es gibt begründete Zweifel, dass das der Fall war. Arafat und seine Fatah hatten sich 1993 dazu bekannt, keine Gewalt mehr zur Durchsetzung ihrer Ziele einsetzen zu wollen. Dennoch waren die Jahre 1994 bis 1996 für die Israelis die blutigsten seit langem. Israel hatte sich selbst in eine Situation gebracht, welche die Regierung nötigte, den Terror beziehungsweise seine Nichtverfolgung durch Arafat zu ignorieren oder aber den Friedensprozess für beendet zu erklären, kaum dass er begonnen hatte. Der Terror eskalierte im Wahlkampf 1996 und trug entscheidend dazu bei, dass Benjamin Netanjahu mit einem minimalen Vorsprung Peres schlug, der nach der Ermordung Rabins 1995 durch einen israelischen Rechtsradikalen als Spitzenkandidat der Avoda angetreten war.

Die Anschläge wurden maßgeblich von Terrorgruppen durchgeführt, die Unterstützung aus dem Iran erhielten. Das iranische Regime, das bereits anlässlich der Madrid-Konferenz 1991 zu einer Gegenkonferenz nach Teheran geladen hatte, wollte jegliche Annäherung zwischen der PLO und Israel torpedieren und hoffte, dass der Friedensprozess durch einen Likud-Hardliner sofort gestoppt würde. Aber das geschah nicht.

Die Regierung Netanjahus übergab Hebron als letzte wichtige Stadt im Westjordanland, die noch nicht unter palästinensischer Kontrolle stand, zur Zivilverwaltung an die Palästinensische Autonomiebehörde. Zu diesem Zeitpunkt lebte die Mehrheit der palästinensischen Bevölkerung nicht mehr unter direkter israelischer Kontrolle. Die Besatzung hatte, trotz aller weiterhin bestehenden Restriktionen, einen anderen Charakter angenommen als zu Beginn der 1990er-Jahre. Trotz des weiterhin betriebenen Baus von israelischen Siedlungen in der Westbank, den die Mehrheit der Israelis zu dieser Zeit für einen Fehler hielt, wäre das eine gute Ausgangslage für weitere Schritte hin zu einer friedlichen Koexistenz gewesen. Aber den maßgeblichen Kräften innerhalb der palästinensischen Führung ging es mutmaßlich um etwas anderes.

Lange vor dem offensichtlichen Scheitern des Oslo-Prozesses haben viele prominente Fatah-Führer sich dazu hinreißen lassen, ihr eigentliches Ziel auszuplaudern. Berühmt geworden ist die Formulierung von Faisal el-Husseini, einem der wichtigsten, stets zum »moderaten« Flügel gerechneten PLO-Vertreter, der die Oslo-Vereinbarungen als »trojanisches Pferd« bezeichnete, das die Palästinenser durch ihre Zustimmung zu den Verträgen in die israelische »Festung« hineingeschmuggelt hätten, und durch das man langfristig die »Befreiung ganz Palästinas« erreichen werde. Arafat stellte klar, dass er das Abkommen mit Israel ganz im Sinne jener schon von Mohammed mit einem verfeindeten Stamm geschlossenen zehnjährigen *Hudna* verstehe, also einer zeitlich begrenzten Waffenruhe, die nicht auf Frieden abzielt, sondern der Konsolidierung der eigenen Kräfte dient, um den bewaffneten Kampf gegen den Feind erneut aufzunehmen. 1996 huldigte Arafat dem Chefbombenbauer der Hamas, Yahya Ayyash, und die von der Fatah kontrollierten Medien verbreiteten die gesamten 90er-Jahre hindurch antisemitische Propaganda, die mit Ausbruch der Zweiten Intifada nochmals intensiviert wurde und jener der Hamas und anderer Islamisten in fast nichts nachstand.

Der Friedensprozess brachte von Beginn an für die israelische Seite ein erhöhtes Risiko, denn jene Sicherheit in Frieden, um die es Israel zu dieser Zeit ging, stand stets nur als fernes Endziel am Horizont, der nur zu erreichen sei, wenn man der palästinensischen Seite genügend Zugeständnisse machte. Diese musste man ihr gewähren, bevor sie glaubhafte Sicherheitsgarantien abgegeben hatte oder auch nur abgeben konnte und bevor sie damit aufhörte, arabische Kinder und Jugendliche mit antisemitischer Hetze zu indoktrinieren, statt sie auf ein späteres friedliches Zusammenleben in der Region vorzubereiten.

Hierin liegt ein entscheidender Unterschied zum Friedensschluss mit Ägypten von 1979, der oft als Vorbild für das Osloer Abkommen genannt wird. Der ägyptische Präsident Anwar el-Sadat konnte glaubhafte Sicherheitsgarantien abgeben, *bevor* Israel konkrete Schritte setzen musste. Im Gegensatz zu Arafat ergriff er die Initiative und kam ins israelische Parlament, während es für den PLO-Chef undenkbar war, sich in die Knesset zu stellen und der eigenen Bevölkerung zu signalisieren, dass es ernsthaft um einen historischen Kompromiss mit dem Feind geht.

Scheitern & Zweite Intifada

Gravierende Zweifel, ob Arafat und die PLO solch einen Kompromiss überhaupt anstreben, wurden spätestens 2000 in Camp David laut. Nachdem Ehud Barak 1999 für die Avoda die Wahlen gegen Netanjahu gewonnen hatte, wagte er ein von Bill Clinton unterstütztes Entgegenkommen, das vermutlich einen historischen Durchbruch hätte bedeuten können – wäre es nicht von palästinensischer Seite abgelehnt worden. In Camp David haben die Israelis von der Teilung Jerusalems geredet, obwohl die Verhandlungsdelegation dafür kein Mandat hatte. Für die palästinensischen Flüchtlinge beziehungsweise deren Nachkommen sollte es kein »Rückkehrrecht« geben, aber Barak und Clinton sprachen von Familienzusammenführungen, einer symbolischen Anerkennung des Leids und von großzügigen finanziellen Entschädigungen. Der zukünftige, weitgehend entmilitarisierte palästinensische Staat sollte den Gaza-Streifen und bis zu 96 Prozent der Westbank sowie Gebietskompensationen von 1 bis 3 Prozent für die großen Siedlungsblöcke umfassen, die bei Israel verbleiben sollten. Arafat lehnte das ab und insistierte auf dem »Rückkehrrecht«, dessen Implementierung das Ende Israels als jüdischem Staat bedeuten würde und dementsprechend auch von linken Israels abgelehnt wird. Arafats Nachfolger Mahmoud Abbas soll zu jenen in der palästinensischen Führung gehört haben, die ihn in dieser Ablehnung besonders bestärkt haben. Die Autonomiebehörde begann, wie später mehrere ihrer Funktionäre bestätigt haben, die Zweite Intifada zu planen, in der über 1.000 Israelis ermordet wurden.

Auch die Führung der PLO musste wissen, dass es in Zukunft kaum ein besseres als Baraks von Clinton nochmals nachgebessertes Angebot geben würde. Seit Camp David stellen sich auch kompromissbereite Israelis die Frage: Was sollen wir noch anbieten, was wir nicht schon angeboten haben, aber von der Gegenseite abgelehnt wurde? Alles, was über die Angebote des letzten sozialdemokratischen Premier Israels entscheidend hinausgehen würde, gefährdet die Sicherheit ihres Staates, die auch für die zionistische Linke nicht verhandelbar ist.

Ein bis heute nachwirkendes Ergebnis der Entwicklungen der zehn Jahre von der Konferenz von Madrid bis zum Beginn der Zweiten Intifada war der Kollaps der israelischen Linken, der durch das Verhalten Arafats die Grundlage abhanden gekommen war. Als Resultat davon und in Reaktion auf die erste Terrorwelle zum Beginn der Zweiten Intifada gewann Ariel Sharon als überraschender Spitzenkandidat des Likud 2001 die Wahlen gegen die Avoda. Heute stellt die Avoda als maßgebliche Protagonistin des »Friedensprozesses« der 1990er-Jahre nur mehr vier der 120 Knesset-Abgeordneten, während es 1992 noch 44 waren.

Stephan Grigat ist Professor für Theorien und Kritik des Antisemitismus an der Katholischen Hochschule Nordrhein-Westfalen und leitet das Centrum für Antisemitismus- und Rassismusstudien (CARS) in Aachen. Er ist Research Fellow am Herzl Institute for the Study of Zionism der Universität Haifa sowie am London Centre for the Study of Contemporary Antisemitism und u.a. Herausgeber von »Kritik des Antisemitismus in der Gegenwart: Erscheinungsformen – Theorien – Bekämpfung« (Nomos 2023).

Is Pride Still A Riot?

Vor dem Hintergrund spätkapitalistischer Selbstoptimierungsideologien beschäftigt sich *Tina Sanders* mit der Geschichte des Christopher Street Day und dem ihm unterstellten subversiven Potenzial.

Der englische Begriff *Pride* benennt den Stolz, mit der die Lesben- und Schwulenbewegung ihre sexuellen Neigungen öffentlich kundtut, anstatt sie zu negieren. In London fand 1972 der erste *Gay Pride March* statt, in New York heißt die Parade seitdem *Christopher Street Day* oder *CSD*, womit der Stonewall Riots gedacht werden soll. Diese fanden 1969 statt, nachdem im Stonewall Inn auf der Christopher Street in Manhattan, das – aufgrund der Illegalität von Gay Bars – von der Mafia betrieben wurde, die Polizei eine gewaltsame Razzia durchführen wollte. Darauf bekämpften Anwohner des Stonewall, Nachbarn, Lesben, Schwule und Drag Queens die NYCP in dieser und den darauf folgenden Nächten, wodurch die Stonewall Riots erheblich zur anfänglichen politischen Organisation von Schwulen und Lesben beitrugen. Ab 1979 fanden auch in deutschen Städten, ab 1984 außerdem in Wien die ersten Demonstrationen zum CSD statt. Der erste CSD in NYC 1970 war als Gedenktag an die Riots und das Sich-zur-Wehr-Setzen von Schwulen und Lesben konzipiert, auf dem jedoch auch gegen Repression und Verbote von Homosexualität, Diskriminierung bei der Wohnungs- und Jobvergabe und die Mafia protestiert wurde. In den darauf folgenden Jahrzehnten wurden überall im Westen *Gay Liberation Parades, Gay Pride Parades* oder CSDs abgehalten, um die Entkriminalisierung von Homosexualität und ein Ende von homo- und später auch bi- und transphober Diskriminierung und Gewalt zu fordern und ihrer Opfer und jener der AIDS-Krise zu gedenken. 1984 und '85 fanden sich in England unter dem Namen *Lesbians and Gays Support the Miners* (LGSM) mehrere Gruppen von Homosexuellen zusammen, um den damaligen – leider erfolglosen – Streik der Bergbaugewerkschaft *National Union of Mineworkers* gegen Margaret Thatcher zu unterstützen. Es war ein solidarisches Bündnis: So führten Bergarbeiter 1985 die *Lesbian and Gay Pride* in London an und sorgten dafür, dass die *Labour Party* seitdem auch offiziell die Rechte von Schwulen und Lesben unterstützt. Da damals und auch danach LGSM und ähnliche Abspaltungen der Gruppe an Demonstrationen und Konferenzen der streikenden Arbeiter und ihrer Familien teilnahmen, für sie Spenden sammelten und persönliche Beziehungen zu ihnen unterhielten, fand man sich bis 2016 immer wieder für gemeinsame Aktionen zusammen.

Doch auch wenn diverse wissenschaftliche, mediale und politische Beiträge, u.a. unter Bezugnahme auf den Slogan »The First Pride was a Riot«, die Geschichte der CSD- und Pride-Demonstrationen, sowie deren heutige Durchführung so darstellen, ist die These vom revolutionären Potenzial des LGBT-Aktivismus schon für damals zu verneinen. Derlei klassenkämpferische Bestrebungen blieben die Ausnahme und sind eher dem Umstand zu verdanken, dass die treibende Kraft von LSGM, Mark Ashton, Trotzkist und mehr von kommunistischen Ideen als der Schwulenbewegung geprägt war. Revolution im radikalen Sinne lässt sich mit bürgerlichen Forderungen wie der Ehe für alle schwer umsetzen.

Diversität im Spätkapitalismus

Die Durchsetzung der Ehe für alle, sowie der Umstand, dass der teils sehr aggressive – jedoch im Vergleich kleine – Haufen christlicher Fundamentalisten, Konservativer und Rechtsextremer auf dem jährlich stattfindenden »Marsch für die Familie« stets sowohl Gegenprotesten, als auch der Regenbogenparade mit ihren mehr als 250.000 Besuchern gegenübersteht, zeigen, dass trotz einer FPÖ und ihren Wählern die Akzeptanz von Homo- und Bisexualität auch in der österreichischen Gesellschaft gestiegen ist. Laut u.a. der feministischen Philosophin Tove Soiland hat sich etwa in Deutschland seit den 1970ern das staatliche Geschlechterregime fundamental verändert. Ideologiekritische Ansätze zum Spätkapitalismus stellen außerdem fest, dass Rechte für Frauen, Homo- und Bisexuelle nicht nur erkämpft, sondern auch zwecks Ausweitung von Arbeits- und Konsumkraft zugestanden wurden. Heutzutage ist im – auch weiterhin latent homophoben – Westen diese Akzeptanz Zeitgeist, im Sinne von Diversität politische Staatsräson und ein Erfolgsfaktor im ökonomischen Marketing. Der Sammelbegriff *queer* bietet allerdings nicht nur Homo- und Bisexuellen – mittlerweile auch Inter- und Transpersonen – die Möglichkeit, gehört und gesehen zu werden. Seine zunehmend ahistorische und sinnentleerte Verwendung fungiert auch zusehends als Trittbrett, sich als queer zu verstehen – ohne tatsächlich dazuzugehören.

Der Grund hierfür liegt in der Rolle von Diversität und Differenz im Spätkapitalismus: Laut Andreas Reckwitz findet seit den 1980ern im Westen eine Transformation der Ökonomie statt – weg von einer mit standardisierten und funktionalen Waren, hin zu einer, in der Waren kulturell besonders zu sein haben. Postfordistische Objekte, Ereignisse, Dienstleistungen oder mediale Formate sollen Einzigartigkeit verkörpern, aber auch Identifikationspotenzial bieten. Die Produktion dieser Waren und Dienstleistungen führt zu neuen Arten der Organisation und Arbeit, z.B. in der immer relevanteren *creative economy*, die zumeist auf digitalen Techniken, flexibler Spezialisierung, zeitlich limitierten und kulturell diversen Projektteams und/oder Netzwerken basiert.

Arbeiter sollen über allgemein-standardisierte Qualifikationen wie einen Universitätsabschluss verfügen, darüber hinaus aber über unternehmerische, kulturelle, emotionale und soziale Kompetenzen, Talent und eine möglichst außergewöhnliche Persönlichkeit, sowie ein hohes Maß an Flexibilität und Eigeninitiative. Da man im betriebswirtschaftlichen *diversity management* davon ausgeht, dass diverse Arbeitsteams, die z.B. Frauen inkludieren, den Gewinn und Erfolg des Unternehmens fördern, wird dem gerne nachgekommen. Vielfalt im Sinne diverser Kompetenzen, Haltungen, Eigenschaften oder kultureller Hintergründe soll demnach nutzbar sein und Potenziale für die Unternehmen bergen.

Während die Thematisierung privater Angelegenheiten, wie der persönlichen sexuellen Neigung der Mitarbeiter, früher im Sinne der Antidiskriminierung als ein No-Go im Arbeitsumfeld erachtet wurde, wird mittlerweile im Zuge der freiwilligen Selbstoptimierung und -kontrolle

der Mitarbeiter und des Identitätszwangs eine entsprechende Selbstauskunft erwartet, um Diversity-Potenziale zu aktivieren. Aufgrund der Tendenz postmoderner Ökonomie, »den Menschen als Gesamtpaket der Mehrwertproduktion zuzuführen« (Möller 2021, 23), anstatt von seinen Mitarbeitern lediglich Arbeitskraft zu fordern, werden Arbeitssubjekte im Zuge von *diversity* als Träger bestimmter Merkmale verstanden und die Differenzen betont. So werden laut Günter Burkart (2015) in Agenturen, NGOs oder den Wissenschaften, aber auch bei Dienstleistungen weiblich konnotierte Charaktereigenschaften wie Kommunikations- und Teamfähigkeit, Empathie und rationale Organisation immer öfter auch von Arbeitern gefordert. Dies führt zu einem Abbau patriarchaler Strukturen in der Arbeitswelt – wovon Frauen wie auch Schwule profitieren, doch nicht zuletzt oft deswegen, weil ihnen im Sinne der geschlechtlichen Essenzialisierung stereotype Soft Skills und/oder Führungspotenzial unterstellt werden.

Die Moralisierung von Arbeit und Konsum führt auch zur Überidentifikation von queeren Arbeitern und Konsumenten mit Unternehmen, die z.B. im Pride Month eine Regenbohnenfahne im Firmenlogo zeigen. Bereits 1999 gehen Luc Boltanski und Eve Chiapello davon aus, dass das Kapital sich immer wieder aus Krisen befreien kann durch die Entlehnung von Werten und Idealen, die zumindest vermeintlich dem Allgemeinwohl dienen, ohne jedoch seine Prämisse – die Vermehrung des Tauschwerts – infrage zu stellen.
Gesellschaftspolitische Ideale wie sexuelle und geschlechtliche Diversität und ihr selbstbestimmtes Ausleben wurden durch das individualistische Bedürfnis nach Selbstverwirklichung begünstigt und von ihm einverleibt. So trugen psychologische und pädagogische Leitbilder, die *self growth* und *human potentials* zur Priorität erheben, ebenso zur Verbreitung dieser Werte bei wie daran angelehnte Managementmethoden und die Etablierung linksliberal orientierter Policies.
Omnipräsent ist im Westen die staatliche Prämierung von Besonderheit und Neuheit, Andersartigkeit sowie Außergewöhnlichkeit, sowohl in der innovationsorientierten Ökonomie als auch im Rahmen von Nichtdiskriminierung, z.B. im Namen der Achtung geschlechtlicher Diversität.
Da vor einigen Jahren die *pink economy* entdeckt wurde, also die queere Kaufkraft, sind LGBTIQ-Personen nun auch Zielgruppe für Netflixserien mit non-binary und trans-Charakteren, queere Podcasts und Showformate, Regenbogen-T-Shirts von H&M oder diejenigen, die selbst als LGBTIQ-Influencer oder queere Unternehmer durchstarten.

Von der Bürgerrechtsbewegung zu Identitätspolitiken und -theorien

Judith Butlers Queer Theory, die Konzepte von LGBTIQ-Rechten und Intersektionalität, die Erweiterung der Pride-Flagge uvm. sind genauso wenig historisch zufällig wie die simultane Entstehung der pink economy und die Verwandlung des CSD in ein kommerzielles Event. So schreibt Tove Soiland, dass durch die Cultural Studies und ihr Verständnis »von gender eine ganz bestimmte Konzeptionalisierung von Geschlecht hegemonial geworden [ist], die das Geschlechterverhältnis vorrangig unter dem Aspekt des Zwangs zur Zweigeschlechtlichkeit und damit als eine Frage von Normen, von normativen Identitätszuschreibungen und den damit einhergehenden Ein- und Ausschließungen thematisiert« (Soiland 2011, 19). Parallel dazu ist der Staat »von einem Produzenten konservativer Geschlechterideologien […] zum Propagandeur fortschrittlicher Geschlechterarrangements geworden« (ebd.). Das zeigt sich anhand der erreichten Rechte von Homo- und Bisexuellen, von Gleichstellungsbeauftragten, diversity coaches, gesetzlichen Frauenquoten etc.
Soiland bezeichnet dies alles als »die Situation, dass zeitgleich mit einem […] Paradigmenwechsel in den ideologischen Staatsapparaten eine sich als radikal verstehende feministische Kritik auftaucht, deren Vorstellung von Radikalität sich in eigentümlicher Weise mit diesem Paradigmenwechsel paart« (ebd. 19f.) und »gender genau zu dem Zeitpunkt hegemonial wird, wo eben diese Normen gesamtgesellschaftlich gerade massiv an Bedeutung verlieren« (ebd. 20).

Daher auch die Queer Theory, laut welcher Geschlecht als Effekt von Bedeutungszuschreibungen performativ und diskursiv hergestellt wird: Butler zufolge wären diese geschlechtskonstituierenden Akte und Bedeutungszuschreibungen von der Macht der »heterosexuellen Matrix« und deren Materialisierung in der nur vermeintlich natürlichen Zweigeschlechtlichkeit beeinflusst. Daher nimmt Soiland zufolge die Dekonstruktion gegenüber Fragen der Geschlechterhierarchie, wie sie in Theorien zu Patriarchat und Androzentrismus besprochen werden, Priorität ein. Die Pluralisierung von Identitäten wird bejaht, als subversiv erachtet und gefordert, obwohl der Neoliberalismus gerade ein hoher Grad an selbstoptimierender Flexibilisierung sowie eine Verlagerung von »strukturellen, zeit- und allgemeinökonomischen Zwängen« (ebd. 25) und deren Lösung von der Gesellschaft und dem Staat weg auf das Individuum auszeichnet. Es wird im Sinne einer vermeintlichen Radikalität gefordert, was im Westen schon längst real der Fall ist: Rechte auf Andersartigkeit und freie Entfaltung – ohne dabei nach den »materiellen Bedingungen der Verwirklichung dieser Andersheit« zu fragen oder den Kapitalismus zu tangieren (ebd. 27).

Unter diesem Zeichen stehen auch der LGTBIQ-Begriff und das Konzept der Intersektionalität, das sich auf CSDs in Fahnen ausdrückt, die nicht mehr nur den Regenbogen, sondern andere Farben enthalten, um Transpersonen und *people of color* zu repräsentieren. Beide soziale Gruppen waren zwar stets Teil der Bewegung, jedoch wird heutzutage ihre Differenz unterstrichen und in eine Reihe gestellt mit anderen »Identitäten« wie non-binary, asexuell uvm., die wiederum auch eigene Fahnen haben. Die Ausdrucksformen, aber auch die Forderungen auf dem CSD haben sich geändert. Einerseits ob der Ausweitung des Begriffs queer auf alle Beziehungsformen, sexuelle Vorlieben und Geschlechtsidentitäten, die sich vermeintlich jenseits der Heteronormativität befinden. Andererseits hat das Erreichen vieler Rechte für Homo- und Bisexuelle dazu beigetragen. Diese sollen nun im Sinne des LGBTIQ-Begriffs auch für Trans- und Interpersonen, aber auch alle anderen gelten – obwohl Geschlecht und Sexualität trotz einiger Verbindungen nicht dasselbe sind und die Lebensrealitäten und Bedürfnisse sich teils grob unterscheiden. So schreiben Tjark Kunstreich und Matthias Achersleben, dass aufgrund des *umbrella terms* LGBTIQ und dem virulent werdenden Identitätsdenken das schwule oder lesbische Begehren immer weniger als sexuelle Orientierung denn als Identität ausgelegt wird, die von den Subjekten Zugehörigkeit zu diversen *communities* oder Geschlechterrollen-konformes Verhalten, also eine bestimmte Performanz, abverlangt. Die queere Ideologie bekommt den Einzelnen somit »nur noch unter dem Aspekt seiner Zugehörigkeit, also seiner Identität mit einer Gruppe, überhaupt in den Blick« (Kunstreich/Achersleben 2018, 49).
Während diese Entwicklungen heutzutage mit der Intersektionalität um race erweitert werden und sich anhand der Identität konstant auf sich selbst und die eigene community bezogen wird, bedeutete in früheren Freiheitsbewegungen »Emanzipation […] individuelle Befreiung von den Zwängen der Identität« (ebd. 50).



Ein Amazon-Truck auf der WorldPride Parade in New York 2019, der anlässlich des 50. Jahrestages der Stonewall Riots dekoriert wurde.

Zum heutigen subversiven Potenzial des CSD

Während z.B. die deutschen CSD-Veranstalter dubiose, teils aber auch sinnvolle politische Forderungen wie die »Sicherung der Arbeit der Aidshilfen«[1] stellen, versucht man sich in anderen Städten gar nicht erst an Politik: Das Motto der diesjährigen Vienna Pride lautet »Together we rise«, gesponsert wird sie u.a. von Nivea und Milka. Aufgrund der Störaktion gegen eine Kinderbuchlesung von Drag Queens vor einigen Monaten soll ein Zeichen gegen »Hass und Rechtsextremismus« gesetzt werden, indem man »die Vielfalt und Sichtbarkeit von LGBTIQ-Menschen« feiert. Der von Kunstreich und Achersleben kritisierte Kollektivismus wird anhand des *Community Village* in Wien oder der elfmaligen Verwendung des Begriffs in der Presseaussendung ersichtlich. Explizite Forderungen gegen Homo- und Transphobie findet man hingegen weder hier noch auf der Website der Vienna Pride 2023.
Die Zürich Pride wird ein *Festival* genannt, die London Pride ein *Event* – politische Forderungen fehlen auch hier. Da die letztere laut Selbstbeschreibung »Diversität und Inklusivität in den Vordergrund stellt«, wird *diversity* sechsmal in dieser erwähnt und auch »Genderqueere, gender variant- und non-binary-Personen, Asexuelle und Polysexuelle« zur Bewegung gezählt, obwohl diese Selbstbezeichnungen jeglicher begrifflichen Grundlage, Verbindung zu Homo-, Bi- oder Transsexualität und politischen Gehalts entbehren. Dieser Fokus auf Sichtbarkeit und Inklusion sorgt auch dafür, dass die Stonewall Riots seit Neuestem verklärt werden, was vor allem schwarze Homosexuelle wie Stormé DeLarverie und Malcolm Michaels Jr. betrifft: Beide waren vor ihrem Tod als Drag Artists tätig – Stormé als »male impersonator« und Malcolm unter dem Namen Marsha P. Johnson. Doch obwohl sie sich laut persönlichem Umfeld niemals als Transpersonen bezeichnet und widersprüchlich zum Maß ihrer Involvierung in die Stonewall Riots geäußert hatten, werden beide heute immer wieder von queeren Medien und politischen Gruppen – über ihr Engagement für LGBTIQ-Jugendliche hinaus – zu den die Riots initiierenden Helden, aber auch Transpersonen stilisiert.

Mit der Anerkennung der Realität hat man es in der Identitätspolitik ohnehin nur bedingt: Jährlich sieht man auf diversen CSDs im Westen *Queers For Palestine*-Schilder, obwohl in den muslimischen, von Terrororganisationen regierten palästinensischen Gebieten LGBTIQ-Events und Homosexualität im Allgemeinen verboten sind, weshalb homo-, bi- und transsexuelle Palästinenser oft nach Israel fliehen. In Gaza, Istanbul, Riad, Teheran und vielen anderen islamischen Städten wäre eine Pride Parade genauso subversiv wie in Budapest oder Moskau – nämlich immens. In Istanbul konnte in den 2000ern die einzige Gay Pride Parade in einem muslimischen Staat einige Male stattfinden. Seit 2015 versuchen Aktivisten jährlich sie trotz Untersagungen, Festnahmen und Polizeigewalt durchzuführen. Der CSD in Teheran formierte sich stets aus wenigen Aktivisten, die sich heimlich mit Fahnen und Schildern fotografierten, in Saudi-Arabien verbot die Regierung 2021 während des Pride Month gar Spielzeug in Regenbogenfarben. Dass die Staaten, die am repressivsten gegen Homosexuelle, Transpersonen oder Frauen vorgehen und sie ob ihrer Differenz mit Haft oder Tod bestrafen, meist islamisch sind, wird gerne ausgeklammert.
Doch auch in den seltenen Fällen, in denen sich auf politischer Ebene kritisch gegenüber islamischen Staaten geäußert wird, wie es – wenn auch nur zögerlich und viel zu spät – bei der Fußball-WM in Qatar oder der Revolution im Iran geschah, bleibt es stets bei einer ähnlichen Symbolpolitik, wie z.B. bei Regenbogenbinden der deutschen Nationalmannschaft oder verurteilenden Worten, die außenpolitisch und ökonomisch keine Konsequenzen nach sich ziehen. Da verwundert es auch nicht, dass das Kapital sich nur dann symbolpolitisch geriert, wenn es Gratismut kostet: Während Unternehmen wie Siemens, Puma und BMW in Europa allerorts ihre Firmenlogos während des Pride Month in den Regenbogen tunken, tun sie dies in islamischen Ländern nicht – angeblich ob der Selbstständigkeit der Ländergesellschaften, Rücksichtnahme auf gesetzliche Regelungen und »länderspezifische kulturelle Aspekte«.

An der Vorstellung vom revolutionären Potenzial des CSDs im Westen, LGBTIQ-Identitätstheorien und -politiken ist nicht viel dran. Vielmehr sind sie Amalgame von Selbstoptimierung und -flexibilisierung der Subjekte des neuen, neoliberalen Geschlechterregimes, das von kapitalistischen Unternehmen in Form von Symbolpolitik genauso einverleibt werden kann wie von Regierungsvertretern, Aktivisten oder Theoretikern. Der Unterstellung eines subversiven Potenzials des CSD gilt es den marxistischen Subversionsbegriff entgegenzuhalten. So begreift Johannes Agnoli Subversion laut Stephan Grigat als »Form menschlicher Emanzipation in finsteren, also […] repressiven und konterrevolutionären Zeiten« (Grigat 2015, 355). Grigat selbst nennt sie »die Daseinsform der Kritik in nicht-revolutionären Zeiten« (ebd.). Sie »ist nicht die Revolution selbst, sondern ihre Vorbereitung. […] Sie ist eine sowohl theoretische als auch praktische Tätigkeit, welche die Ordnung angreift, ohne jedoch wie die Vertreter der konformistischen Revolte eine ‚noch ordentlichere Ordnung' einzufordern« (ebd. 355f.) und somit abzugrenzen von der Reform. Über letztere schreibt Grigat: »Sich gegen einen politischen Reformismus auszusprechen heißt nicht, dagegen zu sein, wenn im Bestehenden Leid minimiert werden kann, […] sei es hinsichtlich Gewalt, Diskriminierung und Unterdrückung, sondern sich dagegen zu wenden, die gesellschaftlichen Gründe für die […] Existenz von Gewalt, Diskriminierung und Unterdrückung nicht mehr zu benennen und kritisieren« (ebd. 356). Subversion wird somit dann »reformistisch oder auch affirmativ«, wenn »sie praktisch versucht, Einfluss auf das falsche Ganze zu gewinnen« (ebd.).

Eine längere Fassung des Textes mit ausführlichen Nachweisen findet sich auf versorgerin.stwst.at

Literatur

- Boltanski, Luc /Chiapello, Eve (2006): Der neue Geist des Kapitalismus. Konstanz: UVK
- Burkart, Günter (2015): Boltanski/Chiapello. Ein feministischer Geist im neuen Kapitalismus, in: Kahlert, Heike/Weinbach, Christine (Hg.): Zeitgenössische Gesellschaftstheorien und Genderforschung. Einladung zum Dialog, 2. Auflage. Wiesbaden: Springer VS, S. 153 – 175, S. 165)
- Grigat, Stephan (2015): Fetisch und Freiheit. Über die Rezeption der Marxschen Fetischkritik, die Emanzipation von Staat und Kapital und die Kritik des Antisemitismus, Freiburg: ca ira
- Kunstreich, Tjark/Achersleben, Matthias (2018): In den Regenbogenfarben der Unterdrückung, in: Bahamas, Nr. 80, Herbst/ Winter 2018, S. 48 – 53.
- Möller, Mario (2021): Team Regenbogen gegen Ungarn, in: Bahamas, Nr. 88, Herbst 2021, S. 20 - 24, S. 24.
- Reckwitz, Andreas (2018): Gesellschaft der Singularitäten. Zum Strukturwandel der Moderne. Bonn: Bundeszentrale für Politische Bildung.
- Soiland, Tove (2011): Zum problematischen Cultural Turn in der Geschlechterforschung, in: Casale, Rita/Forster, Edgar (Hg.): Ungleiche Geschlechtergleichheit. Geschlechterpolitik und Theorien des Humankapitals. Opladen u.a.: Verlag Barbara Budrich, S. 17-32

---

[1] Dieses und die folgenden Zitate sind den entsprechenden Websites der Veranstaltung entnommen.

Tina Sanders ist Politologin und Soziologin. Ihre Schwerpunkte sind die Kritik des Antisemitismus, des Islam und der Identitätspolitik und internationale Frauenrechte.

»Inklusion ist ein Druck auf Marginalisierte«

Im Roman »Ein Haus voller Wände« beschrieb Frédéric Valin seine Zeit als Betreuer von Menschen mit sogenannten Behinderungen. *Paul Schuberth* sprach mit ihm über die Suche nach richtigen Begriffen, die Verwaltung von Menschen und den Zustand der Pflege.

Herr Valin, wie wird man behindert?

Das ist ganz leicht, den meisten Menschen gelingt das im Laufe ihres Lebens. Es reicht, alt genug zu werden zum Beispiel. Dann kommen die Behinderungen von selbst.

Das wäre die medizinisch-individualisierende Antwort. Aus einer aktivistischen und gesellschaftskritischen Haltung heraus müsste es heißen: durch Barrieren. Denn aus dieser Perspektive ist man nicht behindert, sondern man wird es dadurch, dass bestimmte, diagnostizierte Zustände zu gesellschaftlichen Ausschlüssen führen. Die Begrifflichkeiten sind stark geprägt von den Kämpfen der 1980er Jahre, als sich Menschen mit körperlichen Einschränkungen den Zugang zum öffentlichen Raum erkämpften; ein Kampf, der allerdings immer noch nicht abgeschlossen ist. Gerade Deutschland tut sich enorm schwer damit, Menschen mit Behinderung teilhaben zu lassen. Also aus meiner Sicht könnte dann auch die Antwort sein: Deutschland behindert.

Sie haben bis 2020 sieben Jahre auf einer Gruppe mit Menschen, die als geistig behindert gelten, gearbeitet. Was bedeutet das, ein »behinderter Geist«?

Tja, gute Frage. Bevor wir auf den philosophischen Aspekt zu sprechen kommen, grasen wir vielleicht erst noch ein paar angrenzende Felder ab. Pädagogisch gesprochen bezeichnet dieser Terminus Menschen mit verfrüht ausgebildeten Lernplateaus. Es gibt auch Betroffene, die die Bezeichnung »Menschen mit Lernschwierigkeiten« verwenden, das Netzwerk *Mensch zuerst* beispielsweise. Das ist ein Versuch, den Begriff der geistigen Behinderung loszuwerden, der inzwischen auch überkommen ist. Der Begriff der geistigen Behinderung stammt aus den 1950er Jahren und wurde eingeführt von Eltern betroffener Kinder und Fachärzt*innen, um den stigmatisierenden Begriff »Idiotie« abzulösen. Die Diagnose »Idiotie« war ja bis 1945 ein Todesurteil. An der Entwicklung und Etablierung des Begriffs »geistige Behinderung« waren auch ehemalige Gutachter der Aktion T4 beteiligt, Werner Villinger zum Beispiel, der hauptverantwortlich für die Sterilisierung von hunderten Menschen war und sehr wahrscheinlich von seinem Schreibtisch aus per Federstrich Menschen in den Tod geschickt hat. Die verschiedenen Vernichtungsaktionen sind ja kaum aufgearbeitet worden und auf eine Entnazifizierung der Medizin wurde auch weitestgehend verzichtet.

Aber zurück zu heute: In der diagnostischen Praxis läuft das so, es gibt eine Erstdiagnose, die wird psychiatrisch abgesichert; maßgeblich war da für die Einrichtung, in der ich arbeitete, ein IQ-Test. Im Diagnoseverfahren scheint allerdings gerade Bewegung zu sein.

Die Diagnose ist vierfach abgestuft: Lernbehinderung bei einem IQ von 85–70, dann leichte, mittelgradige oder schwere geistige Behinderung. Diese Diagnose sollte eigentlich ein Türöffner zu den Hilfesystemen sein, aber gerade in dem Bereich, der sich ironischerweise »Eingliederungshilfe« nennt, bedeutet das ab einem gewissen Grad die Unterbringung in Wohneinrichtungen oder Heimen. Der alles bestimmende soziologische Marker ist dann jener der geistigen Behinderung, alle anderen Unterschiede werden nivelliert. In den Wohngruppen leben dann fidele Mittzwanziger zusammen mit dementen Mittvierzigerinnen und depressiven 80-Jährigen. Aus Verwaltungssicht ist das alles eine Einheit, was dazu führt, dass Betreuer*innen den einzelnen Bedürfnissen überhaupt nicht mehr gerecht werden können. Das ist sozusagen die soziale Realität des Begriffes.



Was aber ist ein Geist, der behindert wird? Ich bin nun philosophisch nicht so sehr sattelfest, aber meine Antwort wäre: das, was sich in einem Menschen gegen äußere Zumutungen wehrt und Möglichkeiten findet, ihnen wie auch immer zu begegnen. Da würde ich auch wieder den sozialen Aspekt der Behinderung sehen, weil in totalen Institutionen diese Fähigkeiten zum Widerstand den Menschen abtrainiert werden.

Würden Sie Institutionen wie Pflegeheime auch als Teil dieser »Infrastruktur der Behinderung« ansehen? Oder, anders gefragt, was ermöglichen diese Institutionen?

Ja, das kann man so sagen, denke ich. Sie sind, was Bourdieu eine strukturierende und strukturierte Struktur nennt und verwalten nicht nur Behinderung, sondern bringen sie auch hervor. Diese Institutionen ermöglichen eine Verwaltung der Anderen, die im Fall der Pandemie die komplette Abschottung der Bewohner*innen von der sogenannten Normalbevölkerung ermöglicht. Laut UN-Behindertenrechtskonvention sollen sie deswegen auch abgeschafft werden, aber in der deutschen Politik interessiert das kaum jemanden, in der österreichischen übrigens auch nicht. Da hat die Prüfkommission für die Umsetzung der Maßnahmen dieses Jahr festgestellt, dass es mehr Rück- als Fortschritte gibt. Die Prüfung in Deutschland steht noch aus.

Das Problem ist, das alle Alternativen Geld kosten. In Großbritannien hat man die Heiminfrastruktur in den 90ern quasi ersatzlos abgerissen, mit der Konsequenz, dass die Leute jetzt zu Hause nicht versorgt und nicht gesellschaftlich eingebunden werden. Vor dem Hintergrund bekommt freilich die Sterbehilfedebatte nochmal einen ganz anderen Thrill.

Ihr Beispiel mit Großbritannien erinnert mich an die prägnante Formulierung des Professors für Soziale Arbeit Suitbert Cechura, dass Inklusion mitunter als »menschenrechtliches Einsparungsmodell« willkommen geheißen wird. Sind das die zwei Möglichkeiten in einem ökonomischen System, zu dem Druck, Einteilung von Menschen und Ausschluss notwendig gehören: Ausschluss durch Ignorieren der Inklusionsvorgaben, Ausschluss durch ihre – komplett verdrehte – Umsetzung?

Ich kenne das Buch von Cechura noch nicht, aber ich denke, ich weiß, was er meint. An der Stelle würde ich gern kurz einen Schritt zurücktreten und fragen: Was bedeutet Inklusion, wohin soll eigentlich inkludiert werden? In modernen Gesellschaften wird Teilhabe über Arbeit hergestellt, salopp gesagt: der Sinn von Sein ist malochen, ist hackeln. Die Fähigkeit zu leisten ist das, was das Individuum der Gesellschaft schuldet. Teilhabe bedeutet also polemisch gesagt das Recht, sich ausbeuten zu lassen.

Das ist im Übrigen seit Beginn der Moderne ein Marker. Im Amsterdam des 17. Jahrhunderts gab es Zellen für Arbeitsscheue, die mit Wasser vollliefen, und mit einer Pumpe ausgestattet waren. Wollten die Insassen nicht ersaufen, mussten sie pumpen. Das Ganze war öffentlich zugänglich, eine Art Museum der zurichtenden Grausamkeit. In der NS-Zeit war die Unterscheidung zwischen arbeitsfähig und nicht-arbeitsfähig jene zwischen Sterilisation und Tod. Der Link zwischen Leistungsfähigkeit und Behinderung ist eine Kontinuität, die sich nicht auf ein bestimmtes ideologisches oder politisches System festschreiben lässt, das findet sich in vielen Gesellschaftsformen.

Aber bleiben wir mal in unserem System: Inklusion wird also als Teilhabe verkauft, ist aber in erster Linie ein Druck auf Marginalisierte, sich anzupassen und Vorgaben zu erfüllen. Das geht so weit, dass eine Arbeitswelt simuliert wird für jene, denen man ein Bestehen auf dem ersten Arbeitsmarkt nicht zutraut: nämlich das Werkstättensystem. Nominell sollen die Leute da auf den ersten Arbeitsmarkt vorbereitet werden, aber es ist allen klar, dass das nur eine Schutzbehauptung ist: Circa ein Prozent der Leute, die in Werkstätten arbeiten, kommen da überhaupt wieder raus. Und da stimmt die Rede vom menschenrechtlichen Einsparungsmodell unbedingt, weil die Menschen, die dort arbeiten, keinen Lohn erhalten, sondern ein Taschengeld, normalerweise unter 200 Euro für eine Vollzeitstelle, je nach Region. Wir reden hier von einer Branche, die in Deutschland 8 Milliarden Euro umsetzt jährlich und in der über 300.000 Menschen tätig sind. Da werden Autoteile gebaut, Fußbodenheizungen und so weiter. Auch dieses System wird regelmäßig gerügt, weil es null komma gar nicht inklusiv ist, und das aber trotzdem weiter wächst, weil jetzt auch immer mehr Leute mit psychischen Erkrankungen da hineingeparkt werden.

Wie würden Sie den Zustand der Pflege beschreiben?

Der Zustand der Pflege ist katastrophal und das weltweit. In Deutschland fehlen aktuell je nach Berechnungen zwischen 120.000 und 500.000 Pflegekräfte, für Österreich dürften es 2030 90.000 sein. Global gesehen schätzt die WHO, dass im Jahr 2030 neun Millionen Pflegekräfte fehlen werden. Die meisten dieser Untersuchungen haben die Auswirkungen der jetzigen Pandemien und der kommenden stärkeren Belastungen noch nicht einmal einberechnet; sie bilden also die gestiegenen Bedarfe durch Long Covid, frühere Parkinson- und Demenzerkrankungen und andere neurologische oder organische Schäden, die Corona mit sich bringt, nicht ab, ebenso wenig wie sie einberechnen, dass unter Pflegekräften die Ansteckungsgefahr besonders hoch ist.

Für die Pflegeprotokolle habe ich mit ungefähr 30 Leuten aus den verschiedensten Bereichen gesprochen und 90 Prozent sind der Meinung, dass es so wie es ist nicht bleiben kann. Es gibt kaum einen Aspekt, der nicht problematisch ist: Arbeitszeiten, Management, Bezahlung, Ausstattung. Die Leute bleiben im Job, weil sie Menschen mögen, weil sie es erfüllend finden, helfen zu können; das aber ist gegen den herrschenden Zeitgeist der Eigenverantwortung und des Individualismus. Dagegen stemmst du dich ein bis drei Jahrzehnte, je nachdem wie resilient du bist; irgendwann kommen dann Burnout und Zynismus. Das ist grob zusammengefasst die Lage.

In dieser Schärfe und Genauigkeit ist selten etwas zum Thema zu hören oder zu lesen. Warum wird über Pflege – abseits davon, sie als eine der großen Herausforderungen unserer Zeit immer wieder anzuführen – so wenig gesprochen?

Da gibt es ein ganzes Bündel an Gründen. Zunächst einmal ist ja grauenhaft viel im Argen aktuell, der Klimawandel, das Artensterben, der Krieg in der Ukraine, aber auch im Sudan, in Eritrea, im Jemen, die immer noch fortwährende Bedrohung durch das Virus, die Wahrscheinlichkeit weiterer Pandemien, der nicht aufrechtzuerhaltende Wohlstand, die Wohnungsnot, der Aufstieg rechtsextremer Parteien und so weiter. Aufmerksamkeitsökonomisch konkurriert das Thema Pflege mit einem ganzen Strauß an Missständen und Bedrohungen. Und die Leute sind müde, sie wollen sich nicht jeden Tag ein Ohr abkauen lassen.

Kommunikativ und praktisch schwierig ist, dass es nur selten einfache Lösungen gibt. Es gibt Missstände, die wären ohne weiteres behebbar, beispielsweise in Deutschland Menschen ohne Aufenthaltsgenehmigung das Grundrecht auf Gesundheit zuzugestehen. Dazu müsste ein Satz in Paragraf 87 Aufenthaltsgesetz gestrichen werden. Momentan ist es so, dass das Sozialamt die Kosten für Behandlungen nicht Krankenversicherter übernimmt, da holt man sich einen Schein und kann dann zu Ärzt*innen. Die melden aber die Daten an die Ausländerbehörde, und das heißt freilich, dass man von Ausweisung bedroht ist. Würde man den Sozialämtern diese Weitergabe von Daten nicht vorschreiben, wie man es ja auch bei Schulen schon handhabt, könnte man das Leben einer halben Million Menschen in Deutschland deutlich verbessern.

Das ist freilich ein Beispiel für eine systeminhärente Verbesserung, von denen gibt es tatsächlich einige, die sind aber nicht der Gamechanger. Um die Pflege in all ihren Facetten zu retten, bräuchte es einen Umbau des gesamten Systems und das würde sehr viel kosten. Ich würde nicht davon ausgehen, dass diese Mehrkosten politisch und gesellschaftlich vermittelbar sind.

Das liegt natürlich daran, dass Pflege und Care-Arbeit eine private Angelegenheit sind. Das zieht sich ja durch alle Bereiche von Beziehungsarbeit: Dein Kind schreit in der S-Bahn – das nervt, mach, dass das aufhört, wie du das machst, ist dein Problem. Bei alten und behinderten Menschen ist man da ja noch einen ganzen Schritt weiter gegangen und hat so Versorgungseinheiten als Wohnblöcke an den Stadtrand gebaut, um möglichst effizient das Elend wegzuverwalten. In der Pandemie konnte man diese Heime und Einrichtungen dann bequem komplett abriegeln, dann sahen die Sterbestatistiken auch nicht ganz so verheerend aus. Da hat man dann schon gesehen, was Inklusion tatsächlich bedeutet: Leute, die in solchen Zusammenhängen lebten, mussten sich Buchstabe für Buchstabe an alle Maßnahmen halten, während in deutschen Zeitungen Schriftsteller*innen sich darüber beschwerten, dass sie nicht mehr in ihr Ferienhaus am Meer fahren durften, weil das in einem anderen Bundesland lag. Diese Tendenz gerade der oberen Mittelschicht, die eigenen Zipperlein für den großen Weltschmerz zu halten, ist Teil des Klassenkampfes von oben. Während der Pandemie, wenn mir dieser kleine Exkurs erlaubt sei, war das auch schön zu beobachten: Da gab es dann eine ganze Bewegung von Mittelschichtsfeministinnen, die für die Öffnung der Schulen war (freilich ohne zu sagen, was stattdessen zugemacht werden soll). Sie haben es so verkauft, dass sie damit die psychische Gesundheit der Kinder schützen wollen, und für ihre Kinder stimmt das sicherlich auch; das ganze Erziehungsmodell ab Mittelschicht basiert auf Ausbeutung, da ist ja ständig was los: neben der Schule noch Musikunterricht, irgendwelche Vereinsaktivitäten, Ferienfreizeiten, Camps, involvierte Eltern, Tanzkurse, am Wochenende dann auch immer Programm, Zoobesuch oder Museum oder all das Zeug, das nicht für die Unterschicht ist, weil zu teuer. Diese Mittelschichts-Eltern können nicht mit ihren Kindern allein sein, weil beide sind berufstätig und ja, das ist anstrengend, aber sie wissen auch nicht mehr wie es geht, das Kind zu beschäftigen. Da haben sie gesagt: Wenn es uns so geht, muss es allen so gehen, und haben die Kinder in diese Durchseuchungsmaschine Schule gezwungen – übrigens inzwischen auch die vorerkrankten Kinder und die mit vorerkrankten Eltern, weil Schulpflicht geht über Gesundheit. Damit haben sie einer Durchseuchung Tür und Tor geöffnet.

Aber zurück zur Frage: Ein weiteres Problem, warum über Pflege nicht viel gesprochen wird, liegt auf mehreren Ebenen in der Pflege selbst. Da ist zunächst das Management, das es äußerst ungern sieht, wenn Pflegende über Missstände oder auch einfach nur ihre Erfahrungen berichten. Das soll alles schön unterm Deckel bleiben. Leute, die aus der Praxis heraus öffentlich darüber sprechen, wie es in der Pflege aussieht, werden regelmäßig abgestraft. Ich spüre das auch, aktuell allerdings nur indirekt, das heißt Kolleg*innen schreiben mir, wie sie von der Leitung zur Rede gestellt werden, weil sie mein Buch auf Arbeit mit dabei haben.

Im Buch streifen Sie auch die Euthanasieverbrechen im Nationalsozialismus. Angesichts der Tatsachen, dass das Erbgesundheitsgesetz erst 2007 durch den Bundestag geächtet wurde, dass Zwangssterilisierte und Euthanasie-Geschädigte erst seit 2011 anderen Opfern des Nationalsozialismus gleichgestellt sind, darf vielleicht folgende Frage formuliert werden: Bedeutet die »Liberalisierung« in Fragen der Sterbehilfe eine Entwicklung zurück zu etwas, was schon da war, oder handelt es sich um etwas ganz Neues, davon Unabhängiges?

Ich würde sagen weder noch. Die Liberalisierung der Sterbehilfe, wie wir sie gerade diskutieren, will tatsächlich nicht aktiv schaden: es gibt sozusagen keinen Vernichtungswillen. Das wäre für mich auch der Unterschied von eugenischer zu euthanasischer Politik. Es gibt aber eine große Bereitschaft, sich auf ein konkretes bürgerliches Lebensideal festzulegen, aus dessen Logik die Sterbehilfe durchaus Sinn ergibt. Also: Recht auf ein selbstbestimmtes Leben, informierte Risikoabwägung, der medizinische Apparat als unterstützende Hilfe und so weiter. Diese Bias gelten für bestimmte Klassen, aber wenn ich arm bin, braucht mir niemand mit Selbstbestimmung zu kommen, die gilt für mich nämlich nicht, und wenn ich behindert bin, ist die Medizin bei weitem nicht so hilfreich, sondern oft genug bevormundend und restriktiv. Aus Kanada kennen wir jetzt einige Fälle, da haben Menschen Sterbehilfe beantragt, weil sie wohnungslos wurden. Sie hätten erklärterweise weiterleben wollen, wenn sie nicht Behörden und der Markt – in dem Fall der Wohnungsmarkt – derart im Stich gelassen und gequält hätten. Es sind auch Fälle bekannt, da wurde Leuten mit Behinderung nahegelegt, assistierten Suizid zu begehen. Diese Gefahr ist real, wird aber sehr oft ausgeblendet, weil die Mittelschicht nicht in der Lage ist, hinter ihr Lebensideal zu sehen.

Nichtsdestotrotz ist das kein Dammbruch, sondern ein weiterer Riss neben vielen anderen, beispielsweise dem Versuch in Deutschland, die Post-Ex-Triage gesetzlich zu regeln. Was aktuell passiert, verläuft entlang der alten neoliberalen Formel: Wer Schwierigkeiten hat, denen werden Schwierigkeiten gemacht. Und diese Menschen, die dann vor lauter Schwierigkeiten stehen, die nerven die »Normal«bevölkerung natürlich, nerven und überfordern ihr Umfeld, die Behörden, die staatlichen Institutionen. Die meisten sind nicht gern genervt, sie wären eigentlich gerne gute Menschen. Der Schriftsteller Jan Kuhlbrodt (dessen Roman *Krüppelpassion* ich allen ans Herz legen möchte) hat es im Zuge der Pandemie für Risikogruppen so ausgedrückt: »Sie schauen traurig und lassen uns dann zurück. Statt Solidarität gibt es Mitleid.«

Sehen Sie die Rechte von Menschen mit Behinderungen aktuell bei linken Bewegungen vertreten?

Linke Bewegungen sind für Menschen mit Behinderung unzuverlässige Partner, das war schon immer so. Aktuell gilt das insbesondere für Linksliberale, die moralische Integrität anstreben, ohne ihren Lebensentwurf in Frage gestellt sehen zu wollen; das gilt auch für die hedonistische Linke, die überhaupt keinen Begriff von Behinderung zu haben scheint, und das gilt vor allem für jene antiwoke Linke, die immer nur Klassenkampf und Revolution zu predigen vermag und in jedem Kampf für Minderheitenrechte sofort einen Verrat an der Sache wittert, einen Kampf, den sie absurderweise dann oft genug als Befindlichkeiten dekadenter Bürgi-Kinder framen, die von der Realität keine Ahnung haben. Die Geschichte des linken Antihumanismus, wie sie etwa Peter Bierl erst kürzlich aufgeschrieben hat, wird da komplett ausgeblendet, ja weitergestrickt. Mit anderen Linken Bewegungen, beispielsweise nicht-intersektionalen Feminist*innen, gibt es große Konfliktpotentiale, zum Beispiel §218 StGB. Die einen wollen in keiner Weise von ihren erstrittenen und dennoch immer gefährdeten Rechten auf Abtreibung ablassen, die anderen sehen in der medizinischen Indikation als Abtreibungsgrund eine ableistische Praxis, und es gibt keine gemeinsame Basis, um zu einer Einigung zu kommen.

Ein großes innerlinkes Problem hat sich während der Pandemie offenbart: der Mangel an Expertise. Das geht los bei dickhodigen Meinungskaspern, die aus einem antistaatlichen Reflex heraus das Gerede von der Gesundheitsdiktatur geglaubt und weitergesponnen haben, und deren nächster erträumter Karriereschritt nicht selten ein Engagement bei der Welt oder der Berliner Zeitung ist. Genau so haben sich die Texte dann auch gelesen. Aber wichtiger noch: Bei vielen linken Zeitungen hat da die redaktionelle Kontrolle versagt, vermutlich weil das Budget nicht da ist für Leute, die sich da von Anfang an sauber eingearbeitet hätten und zum Beispiel wissen, wie man medizinische Studien liest. Da stand teilweise ein Unfug in den Texten, unglaublich. Das hat den gesamten Klärungsprozess in der Linken stark verlangsamt.

Für Leute wie mich, die sich viel mit Ableismus auseinandersetzen, bleibt es also dabei: Bei Linken ist ein grundsätzliches Misstrauen angeraten.

Würden Sie uns mögliche Wege aus der Misere skizzieren wollen? Gibt es überhaupt Hoffnung?

Es gibt Hoffnungsschimmer, die sind aber glühwürmchengroß. Zwei essenzielle Verbesserungen haben, was die Pflege anbelangt, stattgefunden meiner Meinung nach: die Vollbezahlung von 24h-Kräften in der häuslichen Pflege und die gewonnenen Streiks in Berlin und NRW. Beide allerdings könnten backfiren.

Verbesserungen beim Gehalt schlagen im aktuellen System finanziell quasi direkt auf die Gepflegten durch. Momentan sieht es nicht so aus, als dass aus der Politik hier substantielle Lösungen angeboten werden, weil Austeritätspolitik dominiert. Also besteht die Gefahr, dass Pflege zu einem Luxus wird, den man sich entweder leisten kann, oder nicht. Wer soziales Kapital hat, den fangen dann Familienangehörige eventuell auf, das heißt in aller Regel Töchter oder Ehefrauen. Denen schiebt man diese Versorgungslücken dann zu und überfordert sie noch mehr. Es ist jetzt schon so, dass mit einer der traurigsten Orte des Internets Selbsthilfegruppen für pflegende Angehörige sind. Das könnte sich, wenn die Finanzierung von Hilfen nicht komplett umgestellt wird, zu einer Welle des Elends ausweiten.

Was die Streiks anbelangt: Die waren erfolgreich, weil sie keine Pflegestreiks waren, sondern Krankenhausstreiks, und fast alle Beschäftigten der Häuser mitgenommen haben (die Ärzt*innen allerdings haben sich vornehm zurückgehalten). Ver.di fährt seit ungefähr zehn, 15 Jahren die Strategie, nur noch da zu streiken, wo man aus einer Position der Stärke heraus agieren kann. Das ist sicher effektiver, meine Befürchtung allerdings ist, dass das die bereits angelegte Spaltung der Pflege weitertreiben wird. In Alten- oder Behindertenwohnheimen oder in ambulanten Betreuungsformen funktioniert das Modell nicht, da holen die Müllwerker*innen die Eisen aus dem Feuer. Nichtsdestotrotz braucht es natürlich ein größeres gewerkschaftliches Engagement bei Pflegenden, das aus historischen Gründen momentan nicht besteht. Die erfolgreichen Streiks jetzt könnten da ein Anfang sein, dass sich da noch mehr tut.

Das wird natürlich Gegenreaktionen hervorrufen. Die Spaltung der Pflege ist auch die Gefahr bei einer in Deutschland angedachten Verkammerung, die nominell zwar die professionelle Pflege stärken soll, aber im Grunde zu einer Alienisierung führen wird zwischen Hilfspflegekräften und professioneller Pflege.

Insgesamt muss man konstatieren, dass wir in dem Bereich vor allem Abwehrkämpfe führen. Es gibt nichtsdestotrotz Dinge, die sich verbessern lassen würden, ich würde das mal auf vier Ebenen aufschlüsseln.

Systemimmanente Verbesserungen wären, zum Beispiel, die bereits genannte Abschaffung der Meldepflicht in §87 Aufenthg. Eine andere wäre, dass bei Familien mit diagnostizierten Kindern nicht alle Hilfeangebote auf die Diagnose des Kindes zurückgeführt werden, sondern tatsächlich ein Anspruch auf Familienhilfe besteht statt auf Einzelfallhilfe. Aber das geht jetzt alles zu sehr ins Detail, ich wollte damit nur sagen: da ist Kampagnenmaterial.

Zweitens wären Umstrukturierungen in der Organisation von Pflege hilfreich. Fragt man Pflegende, was es bräuchte, damit sie im Job bleiben, sagen die meisten nicht etwa Geld, sondern sie sagen bessere Arbeitsbedingungen. 30h-Woche als Vollzeitmodell bei vollem Lohnausgleich, das wäre angemessen und ein erster Schritt Richtung 30h-Woche für alle, damit sich auch Vollzeitbeschäftigte um die ihnen nahestehenden Menschen kümmern können.

Drittens, die Selbstorganisation der Pflege, habe ich bereits angesprochen. Viertens muss es einen kulturellen Wandel geben, hin zu mehr Empathie und Verantwortungsbewusstsein, hin zu mehr Solidarität. Da bieten sich Räume für pragmatisch-idealistische Linke, das zeigt das Beispiel der KPÖ in Graz ja sehr gut, aber auch anarchistische Gruppen in Marseille und so weiter. Und zuallerletzt oder halt zuallererst: Gepflegte gehören ins Zentrum der Debatte, die müssen sich viel mehr äußern können, viel mehr schimpfen, lamentieren, fordern, anprangern.

Ich habe keinen Masterplan für einen Wandel, aber ich bin überzeugt davon: Entweder wir kriegen das hin oder wir kriegen eine enthemmte inhumane Gesellschaft.

Eine längere Fassung des Interviews findet sich auf versorgerin.stwst.at

---



Frédéric Valin: Ein Haus voller Wände,
Verbrecher Verlag, Berlin 2022,
Gebunden, 240 Seiten, 24 EUR

Frédéric Valin, geb am 09.03.1982 in Wangen im Allgäu, ist Autor und Pfleger. Im ersten Jahr der Pandemie veröffentlichte er mit den »Pflegeprotokollen« 21 Berichte aus den sozialen Berufen, anschließend erschien sein autofiktionaler Roman »Ein Haus voller Wände« über seine Tätigkeit in einer Wohngruppe für Menschen mit sog. geistiger Behinderung. Er lebt in Berlin.

Paul Schuberth lebt als Musiker in Linz und Dietach (OÖ).

Der Orientalismus-Okzidentalismus-Zirkel

Zweiter Teil der Artikelserie »Byron auf dem Diwan, Postkolonialismus auf der Couch«, in dem *Richard Schuberth* sich Edward Said widmet und dessen Orientalismus-Konzeption kritisch zurechtrückt.

»Der Orientalismus verfügt über kein Wesen, Orientalismus fehlt eine These. Soweit das Buch eine These hat, ist es unvermeidlich eine über das Wesen des Orientalismus. Falls dem so ist, dann unterschreibt Said einen doktrinären Essentialismus.« (Irfan Khawaja)

»Said had a good point, but didn't make a good point.« (Bernard Lewis)

Auf unserer Reise zu den geheimen Tempeln des ignorierten Wissens über das Verhältnis des neuzeitlichen Westens zum Rest der Welt machen wir diesmal in einer diskursbestimmenden Oase Halt, in der große Expertise entwickelt wurde, Reisende auf viele richtige und noch mehr falsche Fährten zu locken. Der lokale Oasengreißler Edward Said verkaufte dort zeitlebens ein kartografisches Werk namens Orientalismusdiskurs, das sich noch immer großer Beliebtheit erfreut. Dieser musste wegen seines Werks einen derma-ßen heftigen akademischen Spießrutenlauf erfahren, dass man beinahe zu seiner Verteidigung schreiten möchte. Immerhin hat er die notwendige Kritik der Essenzialisierung des Orients in Hinblick auf koloniale Praxis, koloniales Denken und westliche Definitionsmacht angesto-ßen. Es gelang ihm, wovon so viele grauen Mäuse an der Diskursfront nur träu-men können: sich in die Debatte unumstößlich als Stele hineingerammt zu haben, an welcher man nunmehr nicht mehr vorbeikam, ganz gleich ob man mit der Axt darauf einschlagen oder Blumen davor niederlegen wollte. Unglücklicherweise hat Said notwendige Kritik in Bahnen gelenkt, um die sich heute bunte intellektuelle Basare der kognitiven Verzerrung gruppieren, wo die Einwände gegen seine Inkonsistenzen und Verallgemeinerungen als westliches, »weißes« Herrschaftswissen diffamiert werden, und – so sie von Menschen mit morgenländischen Namen stammen – als postkoloniale Komplizenschaft.



Als imperialistische Roadmap eher unbrauchbar: »Femmes d'Alger dans leur appartement« von Eugène Delacroix (1834)

Bild: Public Domain

Saids Kritik des Orientalismus schien mir nicht bloß Essenzialisierung des Okzidents zu betreiben und auch die von ihm kritisierte Essenziali-sierung des Orients zu verstetigen, sondern vielmehr selbst ein durch und durch eurozentrischer Diskurs zu sein.

Said behauptet, die Beziehung zwischen Okzident und Orient sei »eine der Macht, der Beherrschung und der Hegemonie«, der Orient fungiere als das konstitutive negative Andere, aus dem das westliche Selbstverständnis seine Suprematie ableite.

Die zentralen Vorwürfe gegen sein Werk belaufen sich darauf, dass er aus einem Gros von über 60.000 Werken zu Islam und Orient selektiv jene herausgeklaubt habe, die seine Thesen bestätigten, währenddes-sen die westlichen Diskurse über den Orient eine weitaus größere Vielfalt, gegenseitige Korrigierbarkeit und Selbstreflexion aufwiesen, als es Said glauben machen wollte. Weiters, dass er den Orientalismus als einen in Zeit und Raum konstanten Diskurs der Essenzialisierung des Orients postulierte, ihm somit ein Wesen zusprach. Damit aber essenzialisierte er nicht nur den Orientalismus selbst, sondern den gesamten Okzident als konstanten Träger einer konstanten Disposition. Folglich sprechen manche Kritiker von Okzidentalismus (vor dem Said in seinem Buch warnt und den er doch permanent reproduziert).

Bemerkenswert war der postmoderne Rückfall in den philosophischen Idealismus – Said sprach den Orientdiskursen eine politische Wirkmacht zu, als hätten die Briten nach dem Ersten Weltkrieg den Irak nicht wegen geostrategischem und ökonomischem Kalkül zu ihrem Protektorat gemacht, sondern weil sie zu viel Aischylos, Dante oder Sir Richard Burton gelesen hätten. Zwar leugnet Said eine unmittelbare Kausalität zwischen Imperialismus und Orientalismus, doch spricht er davon, letzterer »zementiere« ersteren. Ein zentraler Einwand gegen Saids Generalhomogenisierung weist das Postulat zurück, die Orientalistik sei stets Instrument und Ausdruck des Imperialismus gewesen. Dies ist vor allem für die richtungsweisende deutsche Orientalistik nicht haltbar, die im Gegensatz zu Frankreich und England bis Ende des 19. Jahrhunderts gar nie in die Verlegenheit kam, staatli-chen Kolonialambitionen zu dienen (und sich zudem durch eine auffäl-lig orientophile Tendenz auszeichnete).

Said war Literaturwissenschaftler und Diskurskritiker, folglich fängt bei ihm der Imperialismus beim Herrschaftsakt der Beschreibung an. Wie aber die von ihm mehr beschriebenen denn analysierten künstleri-schen Orientalismen des 19. Jahrhunderts (in Dichtung wie in Malerei Ausdruck antiwestlicher Weltflucht) zum epistemischen Zement des Imperialismus werden konnten, ohne darin zu versinken, bleibt ein Rätsel. Die projektiven Chimären orientalischer Haremswelten dienten dem Imperialismus bestimmt nicht als Masterpläne der Unterwerfung, und die Karten für die Annexion Algeriens wurden weder von den Malern Eugène Delacroix noch von Jean-Auguste-Dominique Ingres angefertigt. So Wissen über den Orient politischer Einflussnahme dienstbar gemacht wurde, erforderte es ein gewisses Maß an Sachlichkeit und Akkuratesse. Said-Kritiker Fred Halliday fand dafür ein anschauliches Bild: »Wenn man eine Bank ausrauben will, ist man gut beraten, sich einen möglichst genauen Plan dieser Bank zu besorgen.« Die k. u. k. Konsuln im nordalbanischen Shkodra in der Periode von 1860 bis 1914 etwa waren über die Ethnographie der Bergstämme genau infor-miert, fungierten sie doch als Agenten der österrei-chischen Einflussnahme und der Habsburger Protektion der katholi-schen Albaner im Osmanischen Reich. Die Franzosen und Briten konn-ten es sich bei ihrer Manipulation der Hohen Pforte gar nicht leisten, das von Said dem Orientalismus unterstellte Bild eines statischen, zurückgebliebenen und ahistorischen Orients zu pflegen, und mussten der eigenmächtigen Modernisierung Ägyptens, das unter dem autono-men Gouverneur Muhammad Ali Pascha (ca. 1770–1849) den westlichen Markt mit billiger Baumwolle flutete, ebenso Rechnung tragen wie den Säkularisierungstendenzen der Tanzimat-Reformen in Istanbul.

Said tappte in die Widerspruchsfalle, welche der diskurskritische Konstruktivismus sich selbst zu stellen pflegt. Da er sich sowohl von Adorno als auch Foucault beeinflusst sah, schienen bei ihm Ideologie- und Diskurskritik zu kollidieren. Einerseits monierte er an etlichen Stellen, dass der Westen den Orient falsch, vorurteilsvoll und interesse-geleitet beschrieben habe, ebenso oft stellte er aber seine Prämissen aus, dass es weder einen richtigen Orient noch vorurteils- und interes-seloses Wissen gebe.

Die Authentizitätsfalle führt ihn in den nächsten Selbstwiderspruch: Der Orient, der angeblich ein westliches Konstrukt sei, müsse sich selbst definieren. Wie kann sich etwas selbst definieren, das eine fremde Zuschreibung ist, ohne diese diskursive Manschette zu reproduzieren?

Die ganze Welt ist Okzident

Was für Herausforderung wäre es, die Kausalitäten, Konvergenzen und Synergien von Rassismus, Exotismus, Macht und kolonialer Unterwerfung bis in die kleinsten Verästelungen ihrer Widersprüche zu kartographieren, und anstatt idealistische oder materialistische Positionen einer überkomplexen Geschichte aufzuzwängen, genau zu untersuchen, wie Diskurs und materielle Welt einander durchdrangen. Das freilich kann eine moralisierte Orient-Okzident-Polarität nicht leis-ten. Vielleicht war es Edward Said, der als Erster einen astreinen Diskurs im Foucault'schen Sinn entworfen hat, in dessen hermetische und selbstreferenzielle Struktur sich einschrieb, was gesagt werden darf und wer es sagen darf. Die Objekte des Diskurses, »Orientalen« und andere Indigene und Kolonialisierte, erheben in weitaus geringe-rem Ausmaß Einspruch gegen ihn als – wie Said selbst – akademisierte Vollstrecker eines westlichen Selbsthasses, deren gesamtes methodi-sches Werkzeug samt Bezugsrahmen eurozentrischer ist als alle orien-talisierenden Schwelgereien aus den Federn Wordsworths, Chateaubriands oder Byrons. Zumindest gehorcht die Orientalismus-kritik eher den Kriterien eines Diskurses, als das, was sie zu kritisieren vorgibt: den Orientalismus.

Der Orientalismus ist wie seine vielen postkolonialen Kinder ein Wespennest aus Tautologien und Doublebinds. So soll er ein seit der Antike intaktes System der Konstruktion und Abwertung des Orients vorstellen. Doch auch wer versuchte, den Orient zu idealisieren, entkam nicht dem Verdikt, denn er erdrosselte orientalische Realität mit den Gazeschleiern seiner Projektionen. Wer sich aber einbildete, diese orientalische Realität angemessen realistisch darstellen zu können, beging das größte protokoloniale Verbrechen, denn besagte Realität wäre ja Said zufolge wahlweise und auf magische Weise zugleich diskursive Fata Morgana und fassbare Wesenhaftigkeit, sofern sie von autochthonen Teilhabern beschrieben werde. Wer den Orient offen und ehrlich abwertet, ist ein zuverlässiger Kandidat für Orientalismus und kommt noch am besten davon; wer aber meint, dieser werde als westliches Identitätsfundament überschätzt und der Orient sei im Zeitalter der Aufklärung schon lange nicht mehr so bedrohlich gewesen, um Konstituante westlicher Selbstgewissheit zu sein, wertet ihn gleichfalls ab, weil er ihn nicht ernst genug nimmt, und ist folglich Spitzenkanditat für Orientalismus. Sucht jemand nach einer analytischen Pointe dieses Zirkels, wird er nicht mehr dabei herausfin-den, als dass der Westen dumm und böse ist, von Kolonialismus und Rassismus aber wenig erfahren.

Orientalismuskritik ist wie viele seiner postkolonialen Kinder zutiefst eurozentristisch, weniger, weil ihre Vertreter, gleich ob sie genuine Westler oder westlich gebildete Orientalen sind, ihre Kritik westlicher Wissenssysteme mit den Kategorien westlicher Wissenssysteme formu-lieren, und mit eben diesen von Nichteuropa die Stärkung autochtho-ner Wissenssysteme fordern, nein, sie ist vor allem eurozentristisch, weil selbst in der schärfsten Kritik Europa der übermächtige Referenzpol bleibt, demgegenüber der Rest der Welt sich lediglich als epistemisches Opfer, als Objekt verhält. Die Kritik des Orientalismus löst den Orientalismus quasi darin ab, den Orient zu objektivieren. Die Einwohner dieses ominösen Orients figurieren nicht als Opfer von Ölpreisschwankungen, neokolonialer Wirtschaftserpressung oder der eigenen religiösen wie säkularen Eliten, sondern als perennierende Opfer von Goethe, Flaubert und Massignon.

Es gibt nichts Nichtwestliches mehr. Der bretonische Nativismus ist ebenso eine Reaktion auf westliche Moderne wie der iranische Islamismus, und die Homophobie, glaubt man den Thesen des postkolo-nial argumentierenden Foucaultadepten Georg Klauda, ebenso ein westlicher Import wie die Technologie des Elektroschockers, mit dem man Schwule im Iran und in Uganda foltert.

Wie sehr sich die Kritik des Westens selbst eurozentrisch auf die Zehen steigt, lässt sich an zwei Beispielen verdeutlichen: Wenn ein mittelal-terlicher Gelehrter wie Ibn Sīnā als schillernder Vertreter muslimischer Diskursivität gepriesen wird, dann oftmals wegen seiner angeblichen Säkularität. Dies impliziert aber, dass diese einem totalen religiösen Weltbild überlegen sei und Ibn Sīnā nicht wegen seiner islamischen Identität, sondern wegen deren Überwindung so faszinierend sei. Oder: Ist die Grausamkeit von Conquistadores und Siedlern gegen oft nicht minder grausame Indigene so verwerflich, weil sie Ausdruck ihrer zivi-lisatorischen oder christlichen Ethik war oder weil die Grausamen heuchlerisch gegen diese verstießen. Letztere Option funktioniert nicht ohne implizite Parteinahme für diese Ethiken. Der Rückgriff auf die alte, aber fristlos entlassene Ideologiekritik ließe dieses Problem in Minutenschnelle lösen. Viele indigene, post- und dekoloniale Anfechtungen des Eurozentrismus bauen auf europäischen Kategorien, die wütenden Schreie des Ostens hallen an den Wänden westlicher Kategorieruinen wider.

Steifzüge in antiorientalistische Vergangenheiten

Edward Said zufolge ließe sich ein westlicher Überlegenheitsdiskurs bis zu Aischylos (Perser!), ja sogar Homer (Trojaner!) zurückverfolgen. Die griechischen Stadtstaaten der Antike wussten freilich noch nicht, dass sie der Westen sind. Bis zur Bedrohung durch das Persische Großreich im 5. Jahrhundert v. u. Z. waren sich die diversen griechisch-sprachi-gen Communities ihres eigenen peripheren Charakters am geographi-schen wie zivilisatorischen Rand orientalischer Hochkulturen durchaus bewusst. Stadtstaaten leiteten ihre Genealogien von ägyptischen oder vorderorientalischen Kulturheroen ab. (So wie später englische und französische Könige des Hochmittelalters ihre Ahnenlinien auf die orientalischen Stämme des Alten Testaments – Ham, Sem etc. – zurückführten.)

Das änderte sich mit den Siegen gegenüber den Persern. Das Othering der Perser, frühe Diskurse persischer Dekadenz versus hellenischer Sittenstrenge, lassen sich schwer als imperialistische Ideologeme bezeichnen, in Anbetracht des Umstandes, dass zu dieser Zeitenwende die untereinander verfeindeten griechischen Stadtstaaten als »gallische Dörfer« die Rolle der antiimperialistischen Résistance gegen ein aggressives Großreich usurpierten.

In Bezug der griechischen Geisteswelt zu fremden und orientalischen Kulturen hielten bereits in der Antike alle Spielarten späterer Diskurse ihre Parade, von monokulturellem Chauvinismus über transkulturellen Kosmopolitismus bis zur Idealisierung von sittenstrengen Barbaren wie Skythen und Thrakern als Kritik eigener Dekadenz. Es lässt sich zudem kein dem Athener Chauvinismus gegenüber kritischerer und kulturell empathischerer Geist vorstellen als der Reiseschriftsteller Herodot, selbst Spross einer kleinasiatischen Mischkultur aus Karern und ionischen Griechen.

Der europäischen Furcht vor der militärischen Expansion islamischer Invasoren, im Frühmittelalter über die iberische Halbinsel, im Spätmittelalter über Osteuropa, gestand sogar Said Berechtigung zu. Die Raubzüge nordafrikanischer Piraten (Berberesken) bis weit ins 17. Jahrhundert und bis zur irischen Südküste zur Akquisition weißer Sklaven waren aber mitnichten Erfindung antiislamischer Propaganda, sondern erlittene Wirklichkeit. Das Corpus Christianum und die islamische Umma bildeten stabile identitätsstiftende Antagonismen. In der Praxis wurde diese Feindschaft bei jeder sich bietenden Gelegenheit unterlaufen. Nicht nur durch die interkulturelle Hofhaltung des orientophilen Stauferkaisers Frederico II., nicht nur durch die gemeinsame Rezeption antiker Texte durch muslimische, christliche und jüdische Intellektuelle in Sevilla, Cordoba, Grenada und Salerno, nicht nur durch die Kooperationen des französischen Königs François I. und der Tudorkönigin Elizabeth I. mit den Osmanen, nicht nur durch den regen transadriatischen Handel des Kirchenstaates mit ihnen, der durch Venezianer und dalmatinische Piraten (Uskoken) unter dem Banner des Kreuzzugsgedankens gestört wurde, sondern das gesamte Mediterrané bringt in seiner mannigfaltigen wechselseitigen kulturellen und ökonomischen Durchdringung als schillernde Grauzone jeglichen Antagonismus zwischen christlichem Abendland und muslimischem Morgenland wie ein Kartenhaus zu Fall. Die Händlerrepublik Amalfi übernahm von den Muslimen nicht nur die Architektur, sondern auch Transportaufträge. Von Byzanz gar nicht zu sprechen, das sich nicht nur posthum der Scheidung in Orient und Okzident entzieht, sondern seit dem Kirchenschisma stets eine größere kulturelle Nähe zu den muslimischen Gegnern oder Verbündeten verspürte als zu den westlichen Vertretern der lateinischen Kirche. Kraftvoll bäumte sich diese Solidarität auf, als die Einwohner Konstantinopels während des Dritten Kreuzzugs 1189 ihre muslimischen Mitbürger vor einem mordenden und plündernden Mob aus Pisanern, Venezianern und Flamen schützten.

Metaphysik der Opferrolle

Man muss kein Historiker, keine Historikerin sein, um zu erkennen, dass Saids Behauptung, der französische und englische Imperialismus datiere, vor allem in den Regionen des Nahen Ostens, auf das 17. Jahrhundert zurück, planer Nonsens ist. Dass ein Großteil Nordafrikas und des Vorderen Orients in dieser Epoche Domäne des militärisch noch immer expansiven Osmanischen Reichs war, passte nicht in sein Konzept quasi naturhafter europäischer Suprematie und wurde unter seinen Orientalismusteppich gekehrt. Doch beginnt der Imperialismus für Said bekanntlich schon bei der Reiseliteratur. So man aktuelle Rassismen gegenüber muslimischen und nichtmuslimischen Migranten, historische christliche Islamfeindlichkeit, säkulare westliche Wissenschaft und koloniale Landnahmen als Bestandteile eines kohärenten Systems auffasst, wird der Manichäismus von europäischem Täter und orientalischem Opfer bis in unerdenkliche Zeiten zurück in die Subjekte eingefräst. Der christliche Bauer, der als Opfer der osmanischen Landnahme die »muselmanischen Teufel« verflucht, ist folglich Ahnherr eines »antimuslimischen Rassismus«, während Diskriminierung der »Ungläubigen« von muslimischer Seite in dieser konzertierten kognitiven Verzerrung irgendwie als antikolonialer Widerstand durchgeht. Eine der kraftvollen Stimmen einer orientalischen Sicht war der Reiseschriftsteller Evlyia Çelebi. 17 Jahre bevor die osmanische Armee versuchte, sich Wien einzuverleiben, bereiste er die Habsburger Reichshauptstadt und hinterließ ein wenig schmeichelhaftes Porträt des Kaiser Leopold I.: »Seine Lippen sind wulstig wie die eines Kamels, und in seinen Mund würde ein ganzer Laib Brot auf einmal passen. Auch seine Zähne sind groß und weiß wie die eines Kamels. Immer wenn er spricht, spritzt und trieft ihm der Speichel aus seinem Mund und von seinen Kamellippen, als ob er erbrechen würde.« Aus eigener Erfahrung weiß ich, welches Vergnügen solche Worte dem Kritiker der eigenen Kultur bereiten können. Nicht nur lassen sich damit antihabsburgische Sentiments munitionieren, man kann auch mit ausreichendem Mangel an historischer Differenzierungsgabe schön ein Statement der kolonial Abgewerteten gegen ihre ewigen Abwerter hineinfantasieren. Doch sie sind nicht Ausdruck des Aufbegehrens eines kolonialisierten Objekts, sondern eines Kolonisators. Man stelle sich vor, ein westlicher Autor hätte ähnliche Worte für die Physiognomie des Sultans gefunden. Die Auseinandersetzung englischer und französischer Gelehrter mit dem Islam und dem Orient erwies sich in dieser Periode hingegen als erstaunlich differenziert. Der britische Historiker Noel Malcolm legte mit seinem Buch *Useful Enemies. Islam and The Orient in Western Political Thought 1450–1750* ein Werk vor, das es gar nicht nötig hat, gegen Said zu polemisieren, weil er ihn nüchtern per Quellenanalyse korrigiert. Eine positive Bezugnahme zum Islam nimmt zur Zeit der blutigen Religionskriege zu, Katholiken und Protestanten instrumentalisieren den Islam für ihre Kritik der jeweils gegnerischen christlichen Bekenntnisform. Der Thomas Hobbes nahestehende Gelehrte Henry Stubbes etwa so wie später die Unitarier Charles Blunt und Arthur Bury revidieren negative Islambilder und manche, wie der irische Freidenker und Pantheist John Tormand, wagen erste Vorstöße einer Säkularisierung und Religionskritik, indem sie gegen die seit dem Mittelalter vorherrschende Erzählung von Mohammed als Betrüger und politischem Taschenspieler polemisieren, mit der Relativierung, dass Christen- und Judentum nicht weniger Betrug betrieben als der Islam.

Die in jeder Hinsicht bemerkenswerte Mary Montagu, Verfasserin der *Briefe aus dem Orient* und eines der größten Vorbilder Lord Byrons, findet in Saids Buch keine Erwähnung, was nicht verwundert, nimmt sie doch als Kennerin der osmanischen Gesellschaft etliche Punkte seiner Orientalismuskritik vorweg. Als Gattin des britischen Botschafters in Istanbul ab 1716 prahlt sie damit, kraft ihrer intimen Kenntnisse die gesamte Fach- und Reiseliteratur über das Osmanische Reich ihrer ethnozentrischen Verzerrungen überführen zu können. Ihre günstige Schilderung der Stellung der osmanischen Frau ist freilich dem Umstand geschuldet, dass sie hauptsächlich in höchsten Kreisen verkehrt, und das zu einer Zeit, als sich die Geschlechterverhältnisse am Sultanshof temporär lockern. Montagus Affirmation der osmanischen Sklavenhaltung spiegelt ihr aristokratisches Herrschaftsethos wider, ihr gesamter Kulturrelativismus ist Ausdruck eines zumal erfrischenden Ehrgeizes der Provokation gängiger Orientbilder.

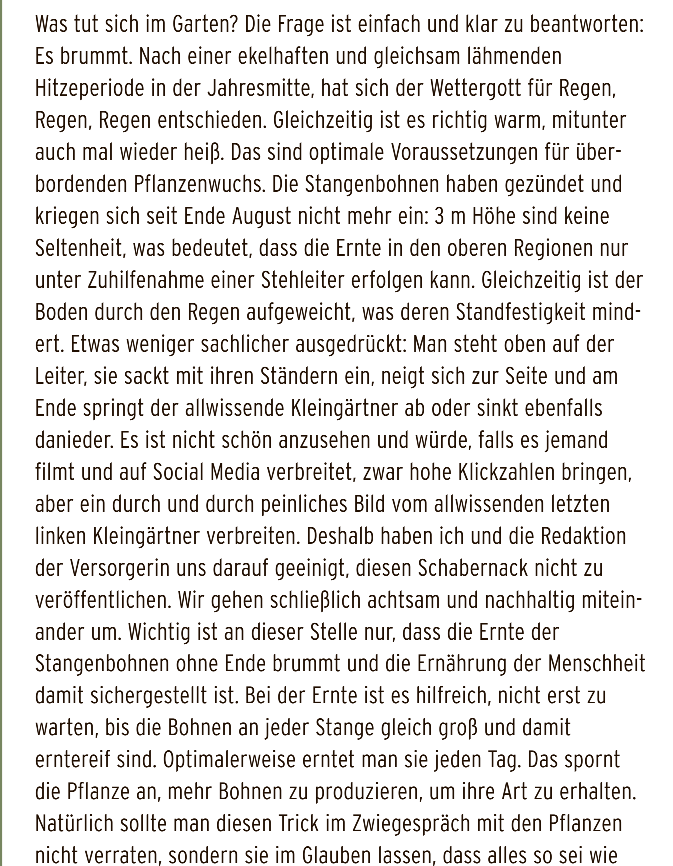
Obgleich Said auf der einschrötigen Grundthese beharrte, Orientalismus speise sich prinzipiell aus Chauvinismus und Abwertung des Orients, sind ihm die unzähligen Tendenzen westlicher Idealisierung nicht entgangen. Völlig richtig erkannte er auch darin Formen epistemischer Beherrschung, welche den und das Fremde nur aufwertet, so er es und ihn den eigenen projektiven Wunschbildern unterwirft. Genau hier erst hätte es interessant werden können – und sich eine bunte Typologie westlichen Kulturrelativismus und seiner Interessen entwerfen lassen. Was unweigerlich zu der Erkenntnis geführt hätte, dass die vielfältigen Spielarten von Exotismus, kultureller Empathie und Parteinahme für fremde Kulturen, welche die abendländische Geistesgeschichte ebenso prägten wie die Diskurse der Suprematie, selbst als Ablehnung von europäischem Chauvinismus oder als Zivilisationskritik nicht davor gefeit waren, dem Imperialismus den Weg zu ebnen. Zu so viel Dialektik reichte es weder bei Said noch seinen Schülern hin. Der eigene stereotype Orient-Okzident-Antagonismus versperrt solch einer Denkbewegung den Weg, ebenso wie der Einsicht, dass diese Kritik den Orient, den sie ermächtigen und vor dem Orientalismus schützen will, selbst verdinglicht. Sie verkam zum Tagwerk von Islamisten, Nationalisten und einigen akademischen Paradigmenwechselgewinnlern. Kulturalisierte Spiegelfechtereien, die an den wirklichen Problemen der »Verdammten der Erde« wohl ebenso vorbeigehen wie diesen selbst am Arsch.

Richard Schuberth, geb. 1968, ist Schriftsteller und lebt in Wien. Zuletzt ist von ihm Anfang März 2022 der Band »Die Welt als guter Wille und falsche Vorstellung. Ein identitätspolitisches Lesebuch« bei Drava erschienen. Diesen Herbst wird dort seine Anthologie »Rückkehr des Dschungels« (Essays und andere Texte 2017–2023) erscheinen.

Der letzte linke Kleingärtner, Teil 11

Von Roland Röder

Der Wettergott ist eine zwielichtige Gestalt



Was tut sich im Garten? Die Frage ist einfach und klar zu beantworten: Es brummt. Nach einer ekelhaften und gleichsam lähmenden Hitzeperiode in der Jahresmitte, hat sich der Wettergott für Regen, Regen, Regen entschieden. Gleichzeitig ist es richtig warm, mitunter auch mal wieder heiß. Das sind optimale Voraussetzungen für überbordenden Pflanzenwuchs. Die Stangenbohnen haben gezündet und kriegen sich seit Ende August nicht mehr ein: 3 m Höhe sind keine Seltenheit, was bedeutet, dass die Ernte in den oberen Regionen nur unter Zuhilfenahme einer Stehleiter erfolgen kann. Gleichzeitig ist der Boden durch den Regen aufgeweicht, was deren Standfestigkeit mindert. Etwas weniger sachlicher ausgedrückt: Man steht oben auf der Leiter, sie sackt mit ihren Ständern ein, neigt sich zur Seite und am Ende springt der allwissende Kleingärtner ab oder sinkt ebenfalls danieder. Es ist nicht schön anzusehen und würde, falls es jemand filmt und auf Social Media verbreitet, zwar hohe Klickzahlen bringen, aber ein durch und durch peinliches Bild vom allwissenden letzten linken Kleingärtner verbreiten. Deshalb haben ich und die Redaktion der Versorgerin uns darauf geeinigt, diesen Schabernack nicht zu veröffentlichen. Wir gehen schließlich achtsam und nachhaltig miteinander um. Wichtig ist an dieser Stelle nur, dass die Ernte der Stangenbohnen ohne Ende brummt und die Ernährung der Menschheit damit sichergestellt ist. Bei der Ernte ist es hilfreich, nicht erst zu warten, bis die Bohnen an jeder Stange gleich groß und damit erntereif sind. Optimalerweise erntet man sie jeden Tag. Das spornt die Pflanze an, mehr Bohnen zu produzieren, um ihre Art zu erhalten. Natürlich sollte man diesen Trick im Zwiegespräch mit den Pflanzen nicht verraten, sondern sie im Glauben lassen, dass alles so sei wie immer. Man muss schließlich seine Interessen wahren und Sorge tragen, dass die eigenen Vorratskammern gefüllt werden.

Eine Überraschung gibt es dann doch in der laufenden Gartensaison. Ich habe Gurken im Überfluss. Das war theoretisch auch für die letzten Jahre so eingeplant bei der Menge an Gurken, die ich pflanzte und die jedes Jahr erstmal üppige Fruchtansätze hatten. Dann nahm aber der falsche Mehltau, eine Pilzkrankheit, Überhand, und die Gurkenpflanzen verkümmerten recht zügig. Dieses Jahr ist alles anders und der Zug der Fruchtbarkeit fährt die Wegstrecke, die ich ihm gezeichnet habe. Nirgendwo fliegt er aus der Kurve oder entgleist auf gerader Strecke. Nun denn, ich habe also alles wieder unter Kontrolle. Woran kann es diesmal liegen, da ich immer die gleiche Gurkensorte pflanze? Anders ist seit kurzem nur eines: Diese Kolumne erscheint in der VERSORGERIN. Und die wiederum erblickt in einem Land das intellektuelle Licht der Welt, in dem bereits die Nationalhymne – das Ding, bei dem Linke gerne betreten wegschauen und nichts damit zu tun haben wollen – eine große innere Affinität zu allen rechtschaffenen Menschen aus der bäuerlichen Zunft. »Land der Äcker« heißt es dort bereits fröhlich frohlockend in der zweiten Zeile der ersten Strophe. Über all das wurde ausführlich in der ersten Gartenkolumne (Versorgerin, #129, März 2021) geschrieben und wahrheitsgemäß Bericht erstattet. Mit der Nationalhymne Österreichs bekämpfe ich also erfolgreich den falschen Mehltau in Deutschland. Das ist wahre Freundschaft, die durch kein Säbelrasseln gestört wird. Apropos der Wettergott: So schön es ist, dass er es ordentlich regnen lässt, was die Wasserspeicher auffüllt, die fürs Grundwasser zuständig sind, einen Nachteil hat der Regen: Frankreich hat wieder ordentlich Wasser, um seine widerlichen Atomkraftwerke auch im Sommer laufen zu lassen. Das war im letzten Sommer nicht so. Damals brannten die Landschaft und die Städte unter der Last einer gigantischen Hitzewelle bei gleichzeitiger wochenlanger Trockenheit. In der Folge davon stand nicht genug Wasser aus den Flüssen für die Kühlung der AKWs zur Verfügung und etliche mussten heruntergefahren werden. Dass Frankreich damals »überlebte«, war wesentlich dem Ökostrom von den komischen Deutschen zu verdanken. Deutscher Windkraft- und Photovoltaikstrom bewahrte Frankreich vor dem Kollaps, leider vergaß man dies dort und fuhr nach dem Abflauen der Hitzewelle die AKWs wieder geschwind hoch.

Drei Praxistipps:

1. Traue dem Wettergott und seinen verwandten Göttern nicht über den Weg: Mal lässt er es zu wenig, mal zu viel regnen.
2. Komisch aber wahr: Die österreichische Nationalhymne hilft beim Kultivieren von Gurken in Deutschland.
3. Ernte jeden Tag Stangenbohnen. Dann produziert die Pflanze mehr Nachschub.

Roland Röder ist Geschäftsführer der Aktion 3.Welt Saar e.V. (www.a3wsaar.de), einer allgemeinpolitischen NGO in Deutschland, die bundesweit arbeitet, u.a. zu Landwirtschaft, Asyl, Migration, Islamismus, Antisemitismus, Fairer Handel. Er mag den Begriff »Hobby« nicht und lebt einen Teil seines Lebens als aktiver Fußballfan. Die Gartenkolumne erscheint auch in der Luxemburger Wochenzeitung WOXX.

Staatliche Hilfestellungen für Imperiengeschäfte

Berthold Seliger über den aktuellen Stand der Monopolstrukturen im Veranstaltungsgeschäft anhand von CTS Eventim und den politischen Unwillen, dagegen anzugehen.

CTS Eventim, oder die CTS Eventim AG & Co. KGaA, wie die Aktiengesellschaft korrekt firmiert, ist ein deutscher Großkonzern, der auf die Organisation von Veranstaltungen aller Art sowie auf den Vertrieb von Eintrittskarten für Kultur- und Sportveranstaltungen spezialisiert ist. CTS Eventim darf als drittgrößter Konzertveranstalter und zweitgrößter Tickethändler der Welt gelten. In seinem Heimatland hat der Konzern eine Quasi-Monopolisten-Rolle: In Deutschland kontrollieren CTS Eventim-Firmen heute mehr als zwei Drittel der großen Rock- und Pop-Festivals, eine Vielzahl der Großtourneen internationaler und nationaler Superstars und etwa 80 Prozent des Ticketings für Pop-, Rock- und Schlagerkonzerte. Klaus-Peter Schulenberg, Vorstandsvorsitzender und mit knapp 40 Prozent der Anteile Großaktionär der CTS Eventim AG, wurde binnen gerade einmal 17 Jahren Milliardär, aktuell wird sein Vermögen von der »Forbes-Reichstenliste der Welt« auf 2,94 Mrd. Euro geschätzt, was ihn zu einem der reichsten Deutschen macht und auf Platz 905 der reichsten Menschen der Erde hievt.

1973 gründete Schulenberg, der eigentlich Wirtschaftsanwalt werden wollte und Jura und BWL studierte, in Bremen eine Künstlermanagement- und Konzertveranstaltungsfirma. 1977 führt er für den legendären Fritz Rau das Bremer Konzert der Rolling Stones durch. Doch Schulenberg setzt nicht nur auf das Musikgeschäft, er gründet oder übernimmt auch Unternehmen aus anderen Branchen, etwa ein Call-Center, eine Messegesellschaft und regionale Anzeigenblätter. Schulenberg ist damit ein früher Vertreter einer »neuen Generation« in der Musikindustrie – nicht in erster Linie ein Musikverrückter, der für die Musik einer bestimmten Band oder eines Genres »brennt« und so zum Konzert- oder Tourneeveranstalter wird oder eine Plattenfirma gründet, wie es Jahrzehnte gängige Praxis war – sondern jemand, den vor allem neue Geschäftsmodelle interessieren. Nicht die Musik im Begriff »Music Business« ist es, die Schulenberg interessiert, sondern das Geschäft, das Business.

Schulenberg ist dann auch einer der ersten in Europa, der die Chancen im Ticketing-Geschäft erkennt. Vermutlich hat er sehr genau die Entwicklungen auf dem US-amerikanischen Konzert- und Ticketing-Markt studiert, wo seit den frühen 80er Jahren der Ticketverkauf für Veranstaltungen aller Art revolutioniert wurde. Früher hatten Spielstätten oder Stadions vor Ort Eintrittskarten zu ihrem realen Preis, also ohne Zusatzgebühren, verkauft. Später kamen Computer ins Spiel, die aber zunächst nur zur Vereinfachung des Ticketings verwendet wurden – die Veranstalter lizensierten lediglich die Ticketing-Software. Das Konzept, das gesamte Hard- und Softwarepaket an die Kunden zu vermieten und sie dazu zu zwingen, das gesamte Kartenkontingent per Computer zu verkaufen, wurde seinerzeit von Ticketmaster erfunden und in den USA umgesetzt. Plötzlich gab es keine Eintrittskarten mehr ohne Bearbeitungsgebühr. Hier wurde die Grundlage für das hochprofitable Ticketinggeschäft gelegt, wie wir es heute kennen – ein Milliardenmarkt! 1996 kauft Schulenberg die defizitäre Ticketing-Firma CTS GmbH von den Tourneeveranstaltern Marek Lieberberg, Matthias Hoffmann und Marcel Avram. Schulenberg sanierte den Laden und schrieb bereits ein Jahr später schwarze Zahlen mit CTS, dem »Computer Ticket Service«, das er 2000 unter dem Namen »CTS Eventim« an die Börse brachte.

Schulenberg kaufte Kartenportale, vor allem aber Konzertveranstalter, und zwar die größten und renommiertesten. Unter anderem den Marktführer, die Marek Lieberberg Konzertagentur, sowie Semmel Concerts, Peter Rieger, Dirk Becker oder später FKP Scorpio. Diese Zukäufe waren für Schulenberg der »einfachste Weg, die Marke CTS Eventim an die Künstler zu bringen«. Mit seinen mehr als 30 Firmenübernahmen hat Schulenberg aus einer Firma mit einst 6,5 Millionen D-Mark Umsatz ein Milliardenimperium mit 2022 knapp 2 Milliarden Euro Umsatz aufgebaut, das den Ticketmarkt für Konzerte, Events und Sportveranstaltungen in Deutschland dominiert und auch in ganz Europa mitbeherrscht und gleichzeitig im europäischen Konzert-Monopoly mit Live Nation ein Duopol bildet.

Denn das ist das eigentlich Verhängnisvolle an Großkonzernen wie CTS Eventim oder Live Nation/Ticketmaster: Sie beherrschen nicht nur das äußerst profitable Ticketinggeschäft mit den Superprofiten, sondern auch das ursprüngliche Kerngeschäft, die Live-Veranstaltungen. Faktisch haben die Ticketkonzerne (bzw. die Ticketingabteilungen der Live Entertainment-Konzerne) die Macht im Konzertgeschäft übernommen. Und mit den Gewinnen aus dem Ticketing können die Konzerne weitere Tournee- und Konzertveranstalter, Veranstaltungsorte und natürlich auch Ticketingfirmen in aller Welt aufkaufen und ihre Vormachtstellung weiter zementieren.

Genau hierin liegt das Problem: Konzerne wie CTS Eventim verfügen über vertikale und horizontale Monopole. Doch die Monopol- oder Duopol-Bildung in einem Markt ist ja kein Naturgesetz. Vielleicht ist es einer der größten Fehler der Linken, dass wir in den letzten Jahren und Jahrzehnten so viel vom »Markt« im Neoliberalismus gesprochen haben, und zu wenig vom Staat, der dem gnadenlosen Finanzkapitalismus unserer Tage bereitwillig das Regelwerk zur Verfügung stellt, vom Staat also, der den Neoliberalismus erst möglich macht. Der Kapitalismus lebt vom Bündnis zwischen Staat und Kapital und der vermeintliche »Minimalstaat« der sogenannten Liberalen ist in Wahrheit ein Maximalstaat, den sie benötigen, um die Zurichtung der Gesellschaft zugunsten des Kapitals durchzusetzen.

Was hat der »Staat« und das »öffentliche Recht« mit der Monopolbildung im Konzertgeschäft zu tun? Sehr viel. Erst durch ein relativ zahnloses Kartellrecht in Deutschland konnte CTS Eventim zahlreiche Firmen aufkaufen. Und wenn das Kartellrecht doch einmal dem Imperiengeschäft von CTS Eventim entgegenstand, trickste der Konzern, etwa beim Erwerb des zweitgrößten Tickethändlers »Ticket Online« im Jahr 2011, als das Bundeskartellamt festgestellt hatte, dass CTS Eventim durch den Erwerb des größten Konkurrenten eine »möglicherweise marktbeherrschende Stellung« ausüben werde und »erhebliche horizontale Überschneidungen« zu erwarten seien. Dann hat CTS Eventim vor dem Erwerb von Ticket Online mal flugs seinen Geschäftsanteil an der FKP Scorpio Konzertproduktionen GmbH veräußert, um unter der in den gesetzlichen Fusionskontrollvorschriften damals festgeschriebenen Umsatzgrenze von 500 Millionen Euro zu bleiben. Nachdem die Fusion mit Ticket Online abgewickelt und letztlich vom Kartellamt genehmigt worden war, hat CTS Eventim prompt wieder erhebliche Anteile an FKP Scorpio erworben und zu einer Mehrheitsbeteiligung ausgebaut.

Es fällt auf, dass in Ländern wie Deutschland oder Österreich die Großkonzerne der Kulturindustrie nicht nur weitgehend ungestraft so agieren können, wie es ihnen beliebt, sondern dass sie letztlich sogar von Institutionen und Betrieben der öffentlichen Hand hofiert werden. Was wenig bekannt ist: CTS Eventim erledigt für die meisten öffentlichen Kulturinstitutionen den Vorverkauf, also für Museen, Konzerthäuser, Philharmonien oder Opernhäuser. Und wenn versucht wird, dieses äußerst profitable und risikolose Geschäftsmodell zum Beispiel in kommunale Hände zu überführen, etwa durch ein für die Besucher:innen günstigeres kommunales Ticketing, lautet die Antwort der Kulturfunktionär:innen unisono: Bloß nicht! Ist doch so praktisch mit den Ticketingkonzernen! Und sicher ist es auch nicht von Nachteil, dass dort, wo eigentlich eine demokratische Kulturarbeit organisiert werden sollte, nämlich im Büro der Bundesbeauftragten für Kultur und Medien, wie das Staatsministerium für Kultur heißt, als leitende Regierungsdirektorin eine gewisse Juliane Schulenberg sitzt, die Adoptivtochter des CTS Eventim-Bosses Klaus-Peter Schulenberg. Diese Juliane Schulenberg sitzt gleichzeitig im Aufsichtsrat des CTS Eventim-Konzerns. CTS Eventim erhielt während der Corona-Pandemie übrigens insgesamt über 272 Millionen Euro staatliche Finanzhilfen (davon mehr als 15 Millionen von der Bundesbeauftragten für Kultur und Medien…) – während Musiker:innen, Veranstalter:innen, Agenturen, Clubs und Venues ums Überleben kämpften und unter größtem bürokratischen Aufwand vergleichsweise geringe Corona-Hilfen erhielten. Und den Fans hat man selbst bei ausgefallenen Konzerten die teuren Vorverkaufsgebühren nicht erstattet, wogegen die Verbraucherzentrale eine Musterfeststellungsklage eingereicht hat. Prognose: Auch diesmal wird CTS Eventim mit seinen dubiosen und moralisch verwerflichen, aber letztlich durch das Gesetz gedeckten Geschäftspraktiken durchkommen…

Während selbst im wohl kapitalistischsten Staat der Erde die Großkonzerne der Kulturindustrie von der Politik massiv kontrolliert werden und im Fall unseriöser Geschäftspraktiken massiv unter Druck gesetzt und in Einzelfällen sogar zerschlagen werden, und während US-Präsident Biden mehrfach öffentlich größere Transparenz im Ticketing und den Verzicht auf Zusatzgebühren angemahnt hat (und der weltgrößte Konzertgigant Live Nation – derart unter Druck geraten – mit seiner Tochter Ticketmaster tatsächlich bereits »All in«-Preise für Konzerttickets zugesagt hat), verschlafen die größtenteils bräsigen Politiker:innen und Kulturfunktionär:innen in Deutschland, Österreich oder der Schweiz entsprechende Aktionen nicht nur, nein, sie hofieren auch weiterhin die Großkonzerne des Konzertgeschäfts und ermöglichen wohlwollend deren Imperiengeschäfte.

Eine längere Fassung des Textes findet sich auf versorgerin.stwst.at

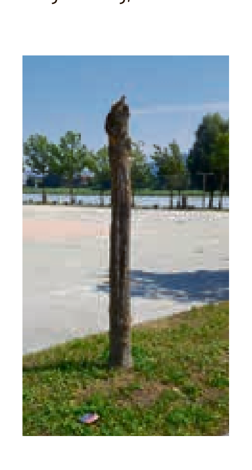
---

Berthold Seliger leitet seit über 35 Jahren eine Konzertagentur und schreibt regelmäßig Beiträge u.a. für Konkret, ND *oder* Junge Welt *sowie auf seinem Blog unter* http://www.bseliger.de/.
Zuletzt erschien von ihm das Buch »Vom Imperiengeschäft« (Edition Tiamat, aktuell 3. Auflage).

Lido Sounds - Posthof

Kommentar von Jörg Parnreiter // Stadtwerkstatt

Mit dem *Lido Sounds* hat es Linz endlich geschafft: das lang ersehnte, richtig große Musikfestival ist da. In vergangenen Jahren an diversen Standorten der Stadt angedacht (Segelflugplatz im Hafen z.B.) hatte der Festivalzirkus diesen Sommer am Jahrmarktgelände in Linz Urfahr einen vorläufigen Platz gefunden. Wie Posthofchef Gernot Kremser im OÖN-TV-Interview erklärt, ist es ein ideales Gelände für ein Festival, da es »mit (Leitungs)Wasser, Netzstrom und Asphalt« eine für den Veranstalter sehr gute öffentlich finanzierte Infrastruktur aufweist. Wir ergänzen weiter: und damit kostenschonend dem Profit zuträglich ist. Konkret wandert dieser übrigens (soweit vorhanden) ohnehin zu großen Teilen ins benachbarte Ausland: Der Veranstalter hinter dem Lido Sounds Festival, die Arcadia Live, ist zwar eine »österreichische« Firma, allerdings im Besitz der FKP Skorpio Gruppe, die wiederum zu 51% CTS Eventim gehört. Mit rund 3500 Angestellten und fast 2 Mrd. Euro Umsatz ist die CTS Eventim Marktführer im Ticketing und bei Live-Veranstaltungen. Lassen wir die Cashcow Ticketing kurz beiseite und werfen einen Blick auf deren Veranstaltungssektor: Neben dem Lido Sounds veranstaltet der Konzern beispielsweise *Hurricane & Southside Festival*, *Rock im Park* & *Rock am Ring*, oder auch das *Deichbrand Festival*, um nur die bekanntesten zu nennen. So ganz nebenbei zählen etliche große Veranstaltungshäuser auf dem Kontinent zum Eigentum von CTS Eventim, unzählige weitere werden regelmäßig gemietet und mit Künstlerinnen der ebenfalls konzerneigenen Agenturen bespielt. Das läuft schon seit Jahren so, und damit zum Ticketing (unnötig zu erwähnen, dass das durchaus einträgliche Vorverkaufs-Geschäft in der Konzernfamilie bleibt): Ö-Ticket ist selbstverständlich auch im Besitz der CTS Eventim. Und Linz hat nun mit Lido Sounds seinem Angekommen-Sein im Milliardenspiel der internationalen Veranstaltungs-Industrie das berühmte Schlagobers-Häubchen aufgesetzt. Ein Festival dieser Größenordnung mitten im Stadtgebiet wirft naturgemäß viele Fragen auf, vor allem Richtung städtischer Kulturpolitik, Stadtteilplanung und Entwicklung. Kulturpolitisch stellt sich die Frage, warum ein subventioniertes, im öffentlichen Eigentum befindliches Veranstaltungshaus wie der Posthof als Steigbügelhalter für ebenso profitable wie skrupellose Konzerne fungiert. Sollten solche Häuser nicht eher Rand, Nischen und Subkultur fördern sowie eigene Programmformate mit Ecken und Kanten forcieren? Stattdessen fließen Produktionsmittel in die Unterstützung einer durch und durch kommerziellen Veranstaltung. Das erscheint zumindest fragwürdig – und dass ein derart mächtiges Festival auch zu Verdrängungen führt, liegt auf der Hand. Kaum ein Festivalveranstalter, ob privat oder städtisch, der das Areal noch nutzen wollen, niemand kann und will sich mit der nun »größten Bühne in Österreich« (die nur einer hat) messen. Also scheint es folgerichtig, dass auch bereits Veranstaltungen wie das Stream Festival (Stadt Linz) nach erfolgreichen Jahren in Urfahr wieder über die Donau in die Innenstadt gewandert sind. Aber versuchen wir trotzdem kurz, mögliche Vorteile im Sinne des gegenseitigen Nutzens zu denken: Ein Festival dieser Dimension würde auch die Möglichkeit bieten, die kulturelle Szene der ganzen Stadt einzubinden – immerhin war beim Lido Festival um 24:00 Uhr Schluss und laue Sommernächte können bekanntlich lang sein. Das böte Potenzial für eine tolle Party an vielen Locations über die Stadt verteilt – aber passend zum Geschäftsmodell und im Sinne der Profitmaximierung wurde darauf verzichtet. Und stattdessen wurde wieder auf die Karte gesetzt, auf den eigenen Profit und die hauseigene Location zu zentrieren: auf die After-Show-Party im Brucknerhaus nämlich, also das nächste Veranstaltungshaus der Stadt Linz, das für den Profit eingespannt wird. Aber egal, vermutlich war ohnehin kaum jemand von den bis zu 30.000 Tagesbesuchern in der Lage, so wirklich zu feiern: Erschöpft von 10 Stunden Festival zwischen heißem Asphalt, Konsum-Infrastruktur und brennender Sonne, im totalen »Ab in den Süden«-Pausenhit-Festival-Urlaubs-Endorphin-Rausch und mit leeren Taschen, ließen sich diese, gesichert durch meterhohe Zäune, rund ums neue Rathaus auf die Nibelungenbrücke Richtung Hauptplatz leiten. Die geleitete Masse hat sich vermutlich kaum Gedanken gemacht, dass sie mit ihrem Festivalbesuch weniger den Rock'n'Roll als vielmehr Finanz-Konzernriesen unterstützt. Und so bleibt am Ende vorerst wieder ein einzelner kleiner Baum mit Symbolwert: Immerhin musste der Veranstalter eine stattliche Summe zahlen, weil die Auflage, die Bäume am Gelände unbeschadet zurückzulassen, zumindest nicht ganz erfüllt wurde. Bleibt die Frage, aus welcher Tasche die 60.000 Euro für den illegal zusammengestutzten Baum final bezahlt wurde, vom Profitriesen – oder wieder der Stadt Linz und ihrem Steuergeld.



»Der Blues ist die Essenz von allem«

Am 22. Juni ist der Freejazz-Saxofonist Peter Brötzmann daheim in Wuppertal 82-jährig verstorben. *Andreas Fellinger* erinnert an die große Persönlichkeit und an Brötzmanns schier unermesslichen Aktionsradius.

Energie, Intensität, Radikalität – ohne diese drei Begriffe wird man in der Charakterisierung der Musik von Peter Brötzmann kein Auslangen finden. Vor allem in den Anfängen, als das erzkonservative Nachkriegsdeutschland noch von Gesinnung und Personal der NS-Zeit geprägt war. Und spätestens als er mit seinem Oktett die Platte *Machine Gun* abfeuerte, blieb – nicht nur im Jazz – kein Stein mehr auf dem anderen. Bis heute gilt die Platte als Meilenstein des Freejazz, vor allem, aber nicht nur des europäischen.

Die sogenannte 68er-Bewegung emanzipierte sich in der Musik auf mehreren Ebenen von den US-amerikanischen Vorbildern – gleichwohl für Brötzmann der Jazz von Persönlichkeiten wie Duke Ellington und Coleman Hawkins bis hin zu Albert Ayler essentiell bleiben sollte. 1968 gründete Brötzmann zusammen mit dem Bassisten Peter Kowald, dem Pianisten Alexander Schlippenbach und dem Produzenten Jost Gebers das Total Music Meeting, das immerhin 40 Jahre Bestand haben sollte. Ein Jahr später startete dieselbe Viererbande die Free Music Production, später kurz FMP genannt. Insbesondere Jost Gebers schuftete in beiden Funktionen Tag und Nacht und verantwortete hunderte Konzerte, Workshops und Platten, die ihre Schatten bis weit in die Zukunft warfen.

Brötzmann hat das Globe Unity Orchestra, die erste bedeutetende Impro-Großformation in Europa, mitbegründet. Und mehr als zehn Jahre schrieb er in seinem legendären Trio mit Fred Van Hove und Han Bennink Geschichte; später aufgrund von Konflikten ohne Van Hove. In einem Interview begründete er diesen Schritt so: »Die Trommler standen mir immer näher als die Klavierspieler, muss ich ehrlich sagen, und da hab ich mich entschieden, mit Bennink weiter zu machen.« Diese Vorliebe unterstreichen einige der Drummer, die im Lauf seiner langen Karriere mit ihm trommelten: außer Bennink waren das u.a. Sven-Åke Johansson, Rashied Ali, Andrew Cyrille, Louis Moholo, Antonio Fier, Paul Lovens, Michael Zerang, Michael Wertmüller und Hamid Drake. Brötzmann ist es aber, wie er sagt, »auch gewohnt, mit Kontrabassisten zu spielen, und ich hab auch glücklicherweise mit den besten, die es gibt, gespielt. Mit Fred Hopkins oder William Parker, mit Buschi Niebergall und mit Peter Kowald, um nur einige zu nennen. Auch die beiden E-Bassisten, mit denen ich arbeite, Marino Pliakas und Massimo Pupillo, haben auf ihrem Instrument ganz eigene Möglichkeiten entwickelt. Da kann und will ich auch überhaupt nicht nein sagen.«

Über Derek Bailey, mit dem er ebenfalls häufig konzertierte, entstand der Kontakt zur New Yorker Szene. Daraus sollte bald ein wegweisendes Kraftpaket entstehen: Last Exit, mit Bill Laswell, Sonny Sharrock, und Ronald »Shannon« Jackson. Andere bedeutende Spielpartner aus dieser Zeit und danach waren, neben zahlreichen anderen, Don Cherry, Cecil Taylor, Willem Breuker, Evan Parker, Misha Mengelberg, Steve Lacy und Werner Lüdi. Mit seinem Sohn Caspar, der als Gitarrist ebenfalls seit jeher härtere Bandagen anlegt, musizierte Peter Brötzmann nicht nur in der furiosen, mehrköpfigen März Combo, er spielte mit ihm auch die Duoplatte *Last Home* ein, mit einem für damals bezeichnenden Foto der beiden auf dem Cover, aufgenommen vor einem Wodka-Laden.

Für viele Jahre zu seinem wichtigsten Umschlagplatz wurde das Peter Brötzmann Chicago Tentet mit den profiliertesten Akteuren der dortigen Szene. Brötzmann über dieses Ensemble: »Was für mich so interessant und auch so befriedigend mit dem Tentet ist, dass jeder seine Verantwortung wahrnimmt, jeder um seine Freiheit weiß, aber auch um die Freiheit, mal nicht zu spielen und trotzdem dabei zu sein. Es ist immer eine Interaktion. Man muss, ob man spielt oder nicht, da sein.« Auch nicht von schlechten Eltern war sein aus dem Tentet destilliertes Saxofontrio Sonore mit Ken Vandermark und Mats Gustafsson.

Nicht zu vergessen ist freilich Brötzmanns Japan-Connection, also seine Arbeiten u.a. mit Keiji Haino, Shoji Hano, Michio Yagi und, am frühesten und häufigsten, Toshinori Kondo. Mit ihm, mit William Parker und Hamid Drake bildete er das weltbewegende Quartett Die Like A Dog, das live und im Studio für Großtaten gut war. Und Kondo war auch Teil der Hairy Bones, zusammen mit Brötzmann, Massimo Pupillo und Paal Nilssen-Love. Gelegentlich kam es zu Zusammenarbeiten mit dem marokkanischen, wie er es nannte, »Gania-Clan«, also mit Mahmout und dessen Sohn Mokhtar Gania, besonders berührend dokumentiert auf dem Live-Mitschnitt *The »Wels« Concert*.



Foto: Marco Prenninger

Bleibt noch als weitere fixe Formation das Trio Full Blast zu erwähnen, ein vehementes Straightforward-Ensemble mit Marino Pliakas am E-Bass und dem Drummer Michael Wertmüller. Brötzmann dazu: »Das sind zwei Leute, auf die ich mich von der ersten Sekunde an verlassen kann. Abgesehen davon, verfügt Wertmüller über eine Technik, die auch unter großen Jazztrommlern zu suchen ist.«

Unzählige grandiose Konzerte bleiben in Erinnerung: in Wien im Porgy & Bess und im Blue Tomato selig, bei Festivals in Nickelsdorf, in Ulrichsberg, in St. Johann/Tirol – und insbesondere in Wels, wo Brötzmann 2011 die 25. unlimited-Ausgabe anlässlich seines 70ers kuratierte und für sein Alter verblüffend oft selber auf der Bühne stand. Die 5-CD-Box *Long Story Short* (Trost) ist ein schönes Dokument davon.

In jüngerer Vergangenheit kooperierte der Wuppertaler mit der Pedal-Steel-Gitarristin Heather Leigh. Auf Brötzmanns Kooperationskonto gehen außerdem so differente Akteure wie der Minimal-Music-Aktivist Michael Nyman und die krachlederne Free-Rock-Combo Oxbow. Im Zuge des Oxbow-Auftritts im Moers '22 bekannte Brötzmann, was manche schon länger vermutet hatten: »Der Blues ist die Essenz von allem, was ich mache!«

Auch wenn Peter Brötzmann in vielerlei Hinsicht nicht zimperlich war, so bestand seine Musik keineswegs, wie mancherorts hartnäckig behauptet, zu hundert Prozent aus teutonischer Kraftmeierei. Fast im Gegenteil, hatte sie vor allem in der späteren Phase immer auch eine sanfte, lyrische Komponente. »Raue Schale, weicher Kern«, charakterisiert ihn etwa der Nickelsdorfer Hans Falb. Davon zeugt etwa seine letzte Einspielung, die Soloplatte *I Surrender Dear*, auf der er sich vor dem American Jazzbook verneigt.

Es waren aber nicht nur die Saxofone, die Klarinetten und das Tárogató, die Peter Brötzmann bespielte. Er war auch in der bildenden Kunst aktiv, nicht erst seit seiner Assistenz des Fluxus- und Medienkünstlers Nam June Paik. Zudem gestaltete er grafisch unvergleichliche Platten- und CD-Covers. »Ich habe immer meine eigenen Schriften benutzt«, erzählte er. »Wenn ich ein Cover mache für die und die Musik, geht's mir darum, dass da irgendwie, jedenfalls für mich, fühlbar Korrespondenzen da sind.« Auf die Frage nach dem Verhältnis von Musik und Malerei erklärte er: »Ich denke schon, dass Maler einen Vorteil haben, den ihnen zur Verfügung stehenden Freiraum dialektisch zu füllen. Musiker denken doch ziemlich linear. Ich denke, dass ich schon ein bisschen begriffen habe, wie das mit der Dialektik funktioniert. Und wie es, wenn ich so anfange, enden kann.«

Wie Peter Brötzmann, der sich selbst als »alter Kommunist« bezeichnete, politisch tickte, verdeutlicht, um nur ein Beispiel herauszugreifen, seine als Single produzierte Freejazz-Version von Bertolt Brechts und Hanns Eislers *Einheitsfrontlied*. Im genannten Interview sagte er: »Wir werden heutzutage in unseren persönlichen Rechten eingeschränkt und beschnitten. Und ich versuche eben mit der Musik Freiräume zu schaffen für jeden. Wenn die dann wahrgenommen werden, dann geht's mir schon ganz gut.«

Andreas Fellinger ist Herausgeber des freiStil, Magazin für Musik und Umgebung

Eine geringfügig veränderte Version dieses Nachrufs befindet sich in freiStil #109 (Sep/Okt)

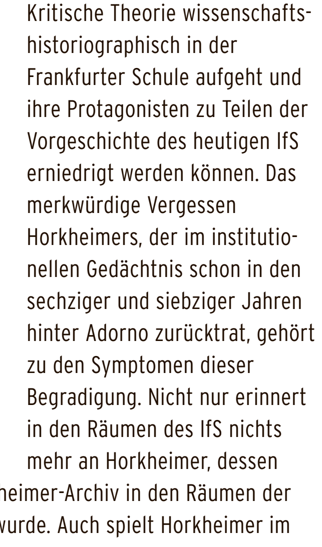
Nachlass zu Lebzeiten

Aus Anlass von dessen 50. Todestag erklärt *Magnus Klaue*, warum Max Horkheimer kaum ein intellektuelles Nachleben und nur wenige Schüler hatte.

In diesem Jahr hat in Frankfurt am Main ein Doppeljubiläum stattgefunden, das als solches kaum wahrgenommen wurde. Das 1923 in Frankfurt begründete, nach der Schließung durch die Nationalsozialisten und der Emigration seiner Mitarbeiter zunächst in Genf und dann in New York angesiedelte und schließlich seit 1951 in dem neu errichteten Gebäude an der Frankfurter Senckenberganlage ansässige Institut für Sozialforschung (IfS) beging im Mai seinen 100. Geburtstag. Am 7. Juli wurde, unabhängig von diesen Feierlichkeiten und vom IfS kaum bemerkt, an den 50. Todestag seines einstigen Direktors Max Horkheimer erinnert. Ob 2023 als das 100. Jubiläumsjahr des IfS gelten kann, ist durchaus fragwürdig. Offiziell eingeweiht wurde das – an der Viktoria-Allee, der heutigen Senckenberganlage, errichtete – alte Institutsgebäude erst ein Jahr später, am 22. Juni 1924. Im Mai 1923 hatte jedoch – nicht in Frankfurt, sondern im thüringischen Geraberg – unter der Ägide des Mitbegründers und Mäzens des IfS, Felix Weil, die von Karl Korsch initiierte Erste Marxistische Arbeitswoche stattgefunden, an der künftige Institutsmitarbeiter und -mitstreiter wie Friedrich Pollock und Karl August Wittfogel, aber auch der Kommunist und Staatstheoretiker Richard Sorge sowie Georg Lukács, später einer der wichtigsten Antagonisten Horkheimers und Adornos, teilnahmen. Horkheimer, der 1931, nachdem Carl Grünberg, der Direktor des IfS, einen Schlaganfall erlitten hatte, auf Vorschlag Felix Weils zu dessen Nachfolger ernannt und im selben Jahr Ordinarius für Sozialphilosophie an der Frankfurter Universität wurde, kam erst später eher von außen zu diesem Kreis hinzu. Auch veränderte sich das IfS unter Horkheimers Direktorat bald in einer Weise, die nicht anders denn als Distanznahme zum Programm der Ersten Marxistischen Arbeitswoche verstanden werden konnte. Hatte mit dem Austromarxisten Grünberg ein Staatsrechtswissenschaftler und Ökonom dem Institut vorgestanden, verlagerte sich unter Horkheimer der Interessenschwerpunkt auf Fragen der Sozialphilosophie und Psychologie.

Um die massenpsychologischen Triebkräfte des Nationalsozialismus angemessen zu analysieren, schien Horkheimer und Pollock eine Neubegründung des Begriffs und der Methoden empirischer Sozialforschung nötig, mit der eine scharfe Kritik des Positivismus und eine Hinwendung zur Psychoanalyse einherging. Erich Fromms 1929 entstandene Studie über Arbeiter und Angestellte und deren Verhältnis zum Nationalsozialismus sowie Siegfried Kracauers 1930 erschienener Essay »Die Angestellten« sind frühe Zeugnisse dieser erkenntniskritisch orientierten empirischen Sozialforschung, ohne die die späteren Arbeiten zum autoritären Charakter undenkbar gewesen wären. Statt die Jubiläumsfeiern dafür zu nutzen, diesen Zusammenhang ins Gedächtnis zu rufen, veranstaltete das IfS aber unter dem Titel »Unhaltbare Zustände« eine »Zweite Marxistische Arbeitswoche«, ganz so, als ließe sich wie in der Zeit nach dem Ersten Weltkrieg von einer Arbeiterklasse sprechen, als wären die Begriffe des Marxismus nicht durch die Kollaboration der Linken und der Arbeiter mit dem Nationalsozialismus korrumpiert, als hätten nicht das Scheitern des Pazifismus und die Niederschlagung der Novemberrevolution bereits nach dem Ersten Weltkrieg das Festhalten linkssozialistischer Bewegungen am geschichtsoptimistischen Pathos von Fortschritt und Revolution fragwürdig gemacht. Indem die Erste Marxistische Arbeitswoche dem heutigen IfS als ikonisches Gründungsdatum erscheint, gibt das Institut gerade die Aspekte des eigenen Erbes preis, die genuin mit Horkheimer verbunden waren und in denen sich die Kritische Theorie vom akademischen Marxismus unterscheidet: die Skepsis gegenüber der Fusion von Agitation und Begriff; die Bemühung, die Reflexion auf die Historizität des eigenen Denkens in dieses selbst hineinzunehmen.

Preisgegeben wird gleichfalls ein Gedanke, den John Abromeit in seiner 2011 erschienenen Studie »Max Horkheimer And The Foundations Of The Frankfurt School« entwickelt hat: dass nämlich das IfS, sofern man es als Topos statt nur als Institution begreift, nicht ein Gründungsdatum, sondern mehrere hat, die einander widersprechen. So wenig wie das IfS nach Übernahme des Direktorats durch Horkheimer das gleiche geblieben war wie zuvor, so stark hatten sich seine Ziele und seine Arbeitsweise mit der Emigration seit 1933 verändert. Als Horkheimer seinen Lebensschwerpunkt von New York nach Kalifornien verlagerte, wo er von 1942 an gemeinsam mit Adorno an der »Dialektik der Aufklärung« zu arbeiten begann, und damit in gewisser Weise den geistigen Ort der Kritischen Theorie von ihrem institutionellen Ort trennte, organisierten sich die topographischen und lebensweltlichen Bedingungen noch einmal neu. Schließlich bedeutete die Neugründung des IfS in der Bundesrepublik unter den Bedingungen des Kalten Krieges, angesichts dessen Horkheimer und Adorno eine dezidiert westliche, antisowjetische Haltung einnahmen, ebenso wenig eine Rückkehr zu den Frankfurter Institutsjahren, wie die Protagonisten der Kritischen Theorie ihre Rückkunft als Rückkehr begriffen. Auch das Jahr 1964, als – der Horkheimer verhasste und dennoch von ihm aus taktischen Gründen protegierte – Jürgen Habermas Nachfolger Horkheimers auf dessen Frankfurter Lehrstuhl für Philosophie und Soziologie wurde, kann als Datum einer Neukonstitution der Kritischen Theorie in ihrer Schrumpfform als »Frankfurter Schule« begriffen werden. Sogar das Jahr 1986, als Rolf Wiggershaus' breitangelegte Studie »Die Frankfurter Schule« erschien, die alles, wozu die Kritische Theorie geworden war, ex post begriffsgeschichtlich absegnete, könnte als Datum einer Neugründung erscheinen.



Max Horkheimer mit seiner Frau Rose Riekher (1958)

All diese Widersprüche müssen begradigt werden, damit die Kritische Theorie wissenschaftshistoriographisch in der Frankfurter Schule aufgeht und ihre Protagonisten zu Teilen der Vorgeschichte des heutigen IfS erniedrigt werden können. Das merkwürdige Vergessen Horkheimers, der im institutionellen Gedächtnis schon in den sechziger und siebziger Jahren hinter Adorno zurücktrat, gehört zu den Symptomen dieser Begradigung. Nicht nur erinnert in den Räumen des IfS nichts mehr an Horkheimer, dessen Gedächtnispflege vielmehr ins Horkheimer-Archiv in den Räumen der Universitätsbibliothek ausgelagert wurde. Auch spielt Horkheimer im Gegensatz zu Adorno, dessen symbolische Präsenz am IfS die Entsorgung seines Denkens kompensiert, im Selbstverständnis der Institution, der er lange Zeit vorstand, nicht einmal rhetorisch eine Rolle. Das mag daran liegen, dass er die Widersprüche, die sich im IfS sedimentiert haben, stärker verkörpert als der acht Jahre jüngere Adorno. Dieser kam aus eher kleinbürgerlichen Verhältnissen – die Mutter Opernsängerin, der Vater Weinhändler –, während Horkheimer als Sohn eines zum millionenschweren Textilfabrikanten aufgestiegenen Lumpenhändlers dem jüdischen Großbürgertum angehörte, sich in jungen Jahren als Bolschewist verstand, Rosa Luxemburg verehrte und den Selbstverrat der deutschen Arbeiterbewegung, der im Ersten Weltkrieg und schroff dann im Nationalsozialismus zur Geltung kam, ungleich schwerer als Adorno nahm. Anders als Adorno hat Horkheimer mit der Neuauflage älterer Texte aus den dreißiger und vierziger Jahren stets gehadert und ist dem Wunsch der Studentenbewegung nach deren Zugänglichmachung nur partiell nachgekommen. Erst seit den späten Sechzigern brachte er mit dem »Dokumentation« genannten Doppelband »Kritische Theorie« und mit der Sammlung »Gesellschaft im Übergang« (1972) historisierend kommentierte Zusammenstellungen älterer Arbeiten heraus, während er selber immer weniger Neues veröffentlichte. Der Hauptteil seiner seit 1960 geschriebenen Texte besteht aus nachgelassenen Notizen.

Gleichsam apokryph sind auch Horkheimers Schüler geblieben. Während sich in der Nachfolge Adornos eine ganze Ausdeutungsindustrie etabliert hat, beschäftigen sich mit Horkheimer außerhalb der Wissenschaftsgeschichtsschreibung allenfalls ein paar versprengte Tierschützer und Ökologen, die missverstandene Schlagworte seines Spätwerks, etwa aus dem 1968 entstandenen Essay »Die Erde – unsere Heimat«, aufgreifen, um sich eine ganzheitliche Umweltphilosophie daraus zu basteln, oder die Horkheimers – in den Fragmenten zur »Dialektik der Aufklärung« (»Mensch und Tier«, »Interesse am Körper«) formulierte – Einsicht, dass der Umgang der Menschen mit den Tieren Index der Selbstverachtung der Menschen sei, für eine menschenfeindliche Tierschutzapologie in Dienst nehmen. Daran stimmt so wenig wie an der ebenfalls oft kolportierten Annahme, Horkheimer habe im Alter zur Religion – sei es zur jüdischen oder katholischen – gefunden, wie sie von Gegnern als Beleg seines reaktionären Denkens und von falschen Anhängern wie Pascal Eitler (in seiner 2009 erschienenen Studie »Gott ist tot – Gott ist rot«) als Indiz für eine »Politisierung von Religion« nach 1968 genommen wird. Tatsächlich zeugt Horkheimers Spätwerk, wie es sich in seinen Nachlassnotizen und Interviews darstellt, nicht von einer Hinwendung zur Religion, sondern von einer Rückkehr zu Fragen der Theologie und Ontologie, die als Antwort auf die Fusionierung von Positivismus und Relativismus im Zuge strukturalistischer akademischer Moden einen Zeitkern hat.

An diese theorieimmanente Revokation von Theologie und Ontologie schlossen auch die wenigen Autoren an, die sich im vollen Sinn als Schüler Horkheimers bezeichnen lassen. Das gilt zuallererst für den 2012 verstorbenen Alfred Schmidt, der 1960 mit der Arbeit »Der Begriff der Natur in der Lehre von Karl Marx« bei Horkheimer promovierte und Horkheimers 1947 erschienene Arbeit »Eclipse Of Reason«, eine für das amerikanische Publikum geschriebene Propädeutik zum Verständnis der »Dialektik der Aufklärung«, zwanzig Jahre später unter dem Titel »Zur Kritik der instrumentellen Vernunft« ins Deutsche übersetzte. 1972 wurde Schmidt in später Wiedergutmachung für die von Habermas verursachten geistigen Verheerungen Nachfolger auf dessen Frankfurter Lehrstuhl und damit ein später Nachfolger Horkheimers. Schmidt hat mit seinen Büchern »Zur Idee der Kritischen Theorie« (1974), »Die Kritische Theorie als Geschichtsphilosophie« (1976) und »Drei Studien über Materialismus. Schopenhauer. Horkheimer. Glücksproblem« (1977), durch Herausgabe von Horkheimers »Gesammelten Schriften« bei S. Fischer sowie durch Beteiligung am Aufbau des Horkheimer-Archivs Entscheidendes dafür getan, die Erinnerung an die Kritische Theorie gegen die Selbsthagiographisierung des IfS zu konturieren. Gegen den Geschichtsbegriff des Strukturalismus, aber auch gegen Jean-Paul Sartres Existenzphilosophie hat er die Begriffe der Konstellation und des dialektischen Sprungs verteidigt und im Anschluss an Arthur Schopenhauers Rehabilitierung von Kants Erkenntniskritik gegen den Geschichtshegelianismus die materielle Konstituiertheit allen Denkens, sein Vermitteltsein durch leibliche Erfahrung, geltend gemacht. 1984 hat er in »Goethes herrlich leuchtende Natur« einen an Schopenhauer gewonnenen Begriff der Materie gegen die starre Subjekt-Objekt-Dialektik des approbierten Marxismus in Erinnerung gerufen.

Die Bedeutung hervorgehoben zu haben, die ein an Kant gewonnener Begriff des Objekts für jegliche kritische Theorie haben muss, ist auch ein Verdienst des ein Jahr vor Schmidt verstorbenen Karl Heinz Haag. Haag, der an der von Jesuiten geführten Philosophisch-Theologischen Hochschule Sankt Georgen sein Philosophicum erwarb und 1951 bei Horkheimer mit einer Arbeit über »Die Seinsdialektik bei Hegel und in der scholastischen Philosophie« promovierte, verließ nach Jahren als Assistent und außerplanmäßiger Professor 1971 auf eigenen Wunsch die Frankfurter Universität und lebte als Privatgelehrter. Seine bedeutendsten Studien – »Der Fortschritt in der Philosophie« (1983) und »Meta-physik als Forderung rationaler Weltauffassung« (2005) – entstanden in diesem Zeitraum. Darin entwickelt er in einem verdichteten, an Exerzitien erinnernden Stil die konstitutive Unauflöslichkeit des Subjekt-Objekt-Antagonismus als Bewegungsgesetz abendländischer Philosophie, das sich an der Unmöglichkeit einseitiger Parteinahme für rationalistische oder nominalistische Denkschulen offenbare. Haag wie Schmidt waren Horkheimer bis zu dessen Tod persönlich eng verbunden, Horkheimer unterstützte Haag bei dessen Wechsel ins Privatgelehrtendasein materiell und ideell, Schmidt wurde durch ihn bei den Freimaurern eingeführt und war seither Mitglied der Frankfurter Loge »Zur Einigkeit«. Sein 2014 posthum erschienenes Buch »Entstehungsgeschichte der humanitären Freimaurerei« ist ein Ergebnis dieser Initiation.

Auch die geistigen Physiognomien anderer Horkheimer-Schüler ließen sich wohl eher als Geschichten eines persönlichen Austauschs denn als »Rezeptionsgeschichten« erzählen, etwa die von Eleonore Sterling, die 1938 mit 13 Jahren in die USA emigrierte, dort an der Columbia University zum ersten Mal in Kontakt mit der Kritischen Theorie kam, nach Kriegsende nach Deutschland zurückkehrte und bei Horkheimer mit einer Arbeit über »Antisemitismus in Deutschland 1789–1819« promovierte, aus der ihr 1956 veröffentlichtes, seinerzeit vielgelesenes Buch »Er ist wie du« hervorging. Sterling, die Dozentin für politische Bildung in Frankfurt war und 1968 im Alter von nur 43 Jahren starb, führte angesichts ihrer in den fünfziger Jahren gehegten Pläne einer Rückkehr zum orthodoxen Judentum mit Horkheimer einen umfangreichen, von gegenseitiger Hochachtung getragenen Briefwechsel, in dem Horkheimer seiner Skepsis gegenüber neu entdeckter Religiosität deutlichen Ausdruck verlieh. Aber auch das ist nichts als die Fußnote zu einer Wirkungsgeschichte, die nie wird geschrieben werden können, weil sie zugleich die Geschichte eines unwiderruflichen Vergessens wäre.

Magnus Klaue war von 2011 bis 2015 Redakteur im Dossier- und Lektoratsressort der Jungle World *und von 2015 bis 2020 Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Simon-Dubnow-Institut für jüdische Geschichte und Kultur in Leipzig. Derzeit arbeitet er an einer Studie zu Max Horkheimer. Zuletzt erschien im XS-Verlag der zweite und abschließende Band der Essaysammlung* Die Antiquiertheit des Sexus.



STWST 48x9 COLD HEAVEN

48 HOURS OF IMMERSIVE TRASH

8.-10. SEPT. 2023
STWST48x9.STWST.AT

Mit STWST48x9 COLD HEAVEN veranstaltet die Stadtwerkstatt im September 2023 ihre 9. Auflage der jährlichen 48-Stunden-Nonstop-Showcase-Extravaganza:

Oben im Himmel schweben die kalten Systeme des Überwachungskapitalismus und dort lebt auch der Anti-Gott mit seinen Large-Language-Modellen. Wir meinen, im letzten Sommer vor der totalen Cloud: **Am Ende war das Wort!**

Unten auf der Erde versinken wir im Müll, tauchen ein ins Trash-Wasteland der entgrenzten realen Verschmutzung. Wir glauben: **Das sind die immersiven Erlebnisse der Zukunft.**

Dazwischen manifestiert sich das neue Zusammenleben von Mensch und Maschine, in Hypernatur, Spekulation, auf der Suche nach echten Gefühlen, tatsächlicher Entropie und devastierenden Algorithmen. Wir sagen: **Der Mensch passt sich ans Werkzeug an!**

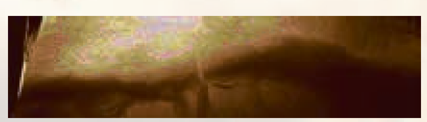
Inmitten dieser gesellschaftlichen Realität positioniert sich die Stadtwerkstatt zwischen kühler Kritik und kaltem Widerstand, zwischen Minuskunst und Meltdown, zwischen Eintauchen in Trash – und Imagination als Material. Die STWST verweigert dennoch das Abarbeiten dieser Themen und veranstaltet stattdessen und außerdem einen **Bloodproof of Life**.

Auch 2023 bedeutet STWST48x9 COLD HEAVEN achtundvierzig Stunden genre-freie Kunst und kritische Produktion im Anti-White-Cube des Hauses.

Die STWST zeigt etwa 20 künstlerische Positionen in Ausstellungen, Performances, Diskurs und 2 Tage Nightline – und stellt die Frage, die sich sonst niemand zu stellen traut: **KI, sag mir, was ich wollen soll!**

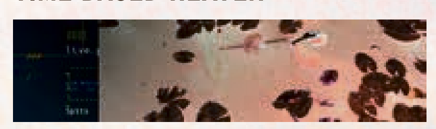
ALLE ARBEITEN

COLD EXHIBITION



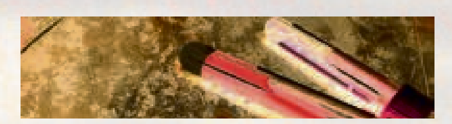
Plus Minus Schutzleiter - STWST
Petro Sculptures - Michael Aschauer
Clouds To The Ground (Wolken zu Boden) - Daniela Gutmann
we choose happiness - T(n)C
Felt Cursed, Might Delete Later - S()fia Braga
Minus werden (Become minus) - Tanja Brandmayr
Over - Exercises in Death - Claudia Reiche
L_mbus - STWST
Endlose Annäherung an Null - Infolab / Franz XAVER
Tokenized Tongues - Matthias Pitscher
Synthetic Times - Michael Aschauer

TIME BASED HEAVEN



Uki - Shu Lea Cheang
Februar Null - Fang den Berg, Florian Hackl, Michael Wirthig
non-zero exit - vo ezn
Digital Trashtalk - C.M.H.
liste der künstlichen objekte auf dem mond - Stefan Schmitzer
Nebenwelt-3 DDAASS - MICE

BLOODPROOF OF LIFE



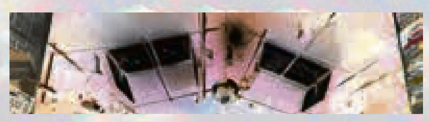
Bloodproof of Life - STWST
Die STWST gibt dir dein Herzblut zurück - Komm und hol es dir!

SPECIAL MEETUPS



<nettime> local(host) linz meetup - servus.at
Latency Legacy - Radiotopia Community
Contingent Snapshot - Eugenia Seriakov, Francesco Zedde
Beaver Lab - Fabian Holzinger, Franziska Thurner, STWST und Gäste
Drehslot feministischer STWST Film - STWST Film Department

NO TRASH NIGHTLINE



FREITAG NACHT
23:00 - vomitatrix
00:00 - Der verlorene Faden
01:00 - Rojin Sharafi
02:00 - Mai Mai Mai
03:00 - Ujif_notfound
Freitag DJ Cafe Strom
22:00 - 04:00 - Mike Hentz, Peter Nachtnebel

SAMSTAG NACHT
22:00 - Ujif_notfound
23:00 - Okabre
01:00 - Puce Mary
02:00 - breuer-kern-audiobomber
03:00 - Shapednoise
Samstag DJ Cafe Strom
22:00 - 04:00 - Djini Godez

WHAT ELSE
STWST CORE: COLD is the new heaven.
STWST COLD: Immersive is the new trash.
STWST TRASH: Get your life blood back.
STWST REAL BLOOD: Come to STWST Bloodproof of Life.

Die artist-run STWST betreibt auch 2023: Genre-freie Kunst im Anti-White-Cube des Hauses.
Die STWST steht auch 2023: Für neue Kunstkontexte und autonomen Strukturen.

STWST in Kooperation mit Ars Electronica

ALL PROJECTS & PERFORMANCES

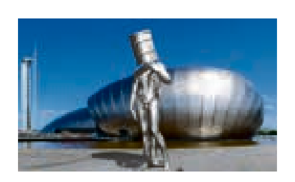


COLD EXHIBITION



Stadtwerkstatt / STWST
PLUS MINUS SCHUTZLEITER
Installation

Maindeck, durchgehend

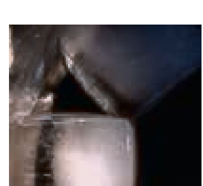


Michael Aschauer
PETRO SCULPTURES
Petro-Skulptur im öffentlichen Raum

Maindeck, durchgehend

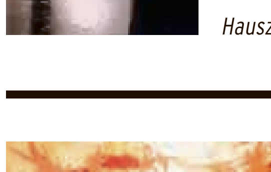
Petro/cultures - Petro$culptures als AR Ausstellung

STWST 1. Stock, durchgehend



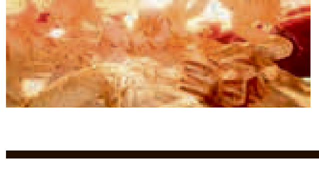
Daniela Gutmann
CLOUDS TO THE GROUND (WOLKEN ZU BODEN)
melting installation, soundscape

Hauszwischenraum, durchgehend



T(n)C
WE CHOOSE HAPPINESS
Installation

STWST 1. Stock, durchgehend



S()fia Braga
FELT CURSED, MIGHT DELETE LATER
Spekulative Narration

STWST 1. Stock, durchgehend



Tanja Brandmayr
MINUS WERDEN (BECOME MINUS)
Minuskunst-Installation

STWST 1. Stock, durchgehend



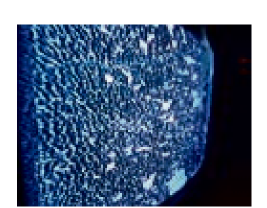
Claudia Reiche
OVER - EXERCISES IN DEATH
Foto- und Videoinstallation

Keller, durchgehend



STWST
L_MBUS
Videoinstallation

Keller, durchgehend



Infolab / Franz Xaver
ENDLOSE ANNÄHERUNG AN NULL
Analoge und digitale Visualisierungen

Keller, durchgehend

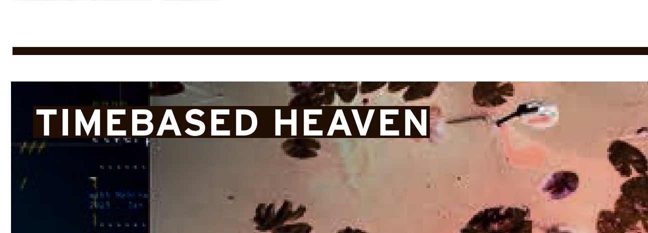
Matthias Pitscher
TOKENIZED TONGUES
KI Altar

Foyer 1. Stock, durchgehend



Michael Aschauer
SYNTHETIC TIMES
Artificial News for Artificial Minds in Artificial Times

STWST 1. Stock, durchgehend

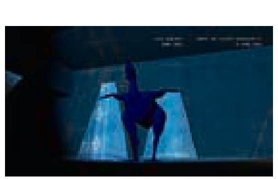


TIMEBASED HEAVEN



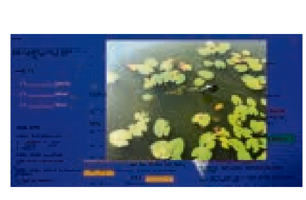
Shu Lea Cheang
UKI
Scifi Viral Alt-Reality Cinema

Moviemento Kino, OK-Platz 1, 4020 Linz



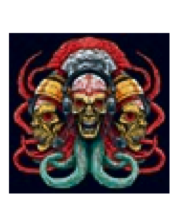
Fang den Berg, Florian Hackl, Michael Wirthig
FEBRUAR NULL
Postapokalyptische Zustandsbeschreibung, Film

STWST Erdgeschoß, Wasserkammer, durchgehend



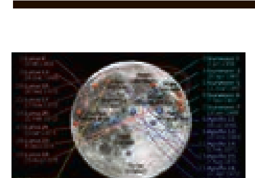
vo ezn
NON-ZERO EXIT
AMRO RL 2023 Talk-workshop

STWST Saal, So, 10. Sept, 15:00



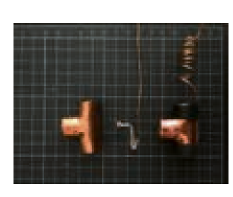
C.M.H.
DIGITAL TRASHTALK
Hörspiel

Radio FRO on air, 105 mHz, time tba



Stefan Schmitzer
LISTE DER KÜNSTLICHEN OBJEKTE AUF DEM MOND
Langgedicht - Lesung

STWST Saal, So, 10. Sept, 17:00



MICE
NEBENWELT-3: DDAASS
Nebenwelt-Soundinterventionen

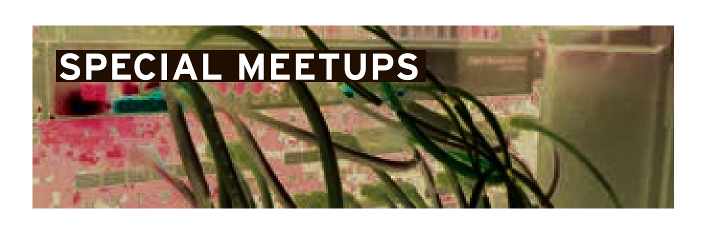
Örtlich inbetween, zeitlich spontan



BLOODPROOF OF LIFE

STWST
BLOODPROOF OF LIFE
Kollektive Kunstaktion

STWST Werkstatt, diverse Zeiten

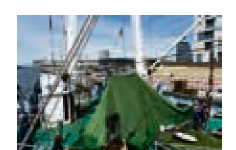


SPECIAL MEETUPS

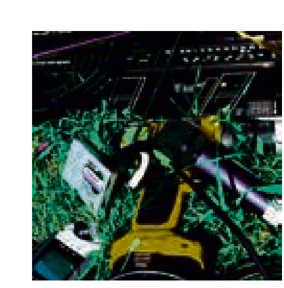


@servus.at c/o stwst
<NETTIME> LOCAL(HOST) LINZ MEETUP
Meetup

Stadtwerkstatt, Sa, 9. Sept, 18:30



LATENCY LEGACY
TENT RADIOTOPIA@STWST48X9
Durchgehende 48 Stunden Übertragung/ Stream vom STWST Maindeck
Online auf p-node, *http://p-node.org*
Online Schreiben eines WHITE PAPER, *https://etherpad.servus.at/p/radio_art*



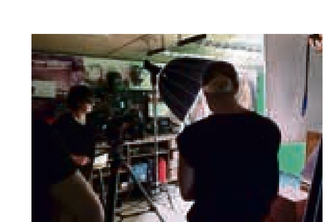
Eugenia Seriakov & Francesco Zedde
CONTINGENT SNAPSHOT
Offenes Radiolab & 12-stündiges Live-Radioprogramm

STWST 1. Stock / Radio FRO Studio
So, 10. Sept, 12:00 - 24:00



Fabian Holzinger, Franziska Thurner und Gäste
BEAVER LAB
Feldlabor, skulpturale Biberburg, Diskurs

STWST Donaulände, durchgehend
+ mehrere Lectures



Temporäres Film-Department STWST
DREHSLOT FEMINISTISCHER STWST-FILM
Offener Slot, Einladung zur Teilnahme

STWST Werkstatt, Sa, 9. Sept, 13:00 - 17:00



NO TRASH NIGHTLINE

FREITAG NACHT
23:00 - vomitatrix
00:00 - Der verlorene Faden
01:00 - Rojin Sharafi
02:00 - Mai Mai Mai
03:00 - Ujif_notfound

Freitag DJ Cafe Strom
22:00 - 04:00 - Mike Hentz, Peter Nachtnebel

SAMSTAG NACHT
22:00 - Ujif_notfound
23:00 - Okabre
01:00 - Puce Mary
02:00 - breuer-kern-audiobomber
03:00 - Shapednoise

Samstag DJ Cafe Strom
22:00 - 04:00 - Djini Godez

STWST48x9.STWST.AT

Die Gleich-Gültigkeit von Mensch und Maschine

Florian Huber mit erweiterten Überlegungen zu den Inhalten von STWST48x9.

»Unser Jahrhundert ist vielleicht das erste, in welchem der Wandel der Bewohner im Tempo weit hinter der raschen Veränderung der Dinge dieser Welt hinterherhinkt«, notiert Hannah Arendt bereits 1970 in ihrem Aufsatz *Ziviler Ungehorsam*. Schließlich sind die Dinge im Lauf ihrer und unserer Geschichte zu eigenständigen Akteur*innen mutiert. »Die Dinge machten weiter. ‚Wo sind Ihre Gäste? Zerfallen?' Ganz durchdekliniert [...]«, vermerkt fünf Jahre später dementsprechend Rolf Dieter Brinkmann in seinem Gedicht »Pawlows Hamburger«. Solange die Dinge in Bewegung bleiben, kommen auch wir nicht zur Ruhe. Indem die technischen Möglichkeiten zu ihrer Verwendung grenzenlos erscheinen, provozieren sie immerzu neue Ideen und wecken unser Begehren. Stets sind die Dinge über unser Denken und Handeln hinaus, verbindet sich mit ihrem Gebrauch das Bedürfnis, sie zu besitzen und zu beherrschen. Indem wir die Dinge in die Hand nehmen, errichten wir eine Distanz zwischen uns und der Welt, die früher auf den Namen instrumentelle Vernunft hörte und uns in der multimedialen Gegenwart sukzessive abhandenkommen will. »Dazwischen manifestiert sich das neue Zusammenleben von Mensch und Maschine, in Hypernatur, Spekulation, auf der Suche nach echten Gefühlen, tatsächlicher Entropie und devastierenden Algorithmen. Wir sagen: Der Mensch passt sich ans Werkzeug an!«, formuliert 2023 dazu passend die Stadtwerkstatt anlässlich der von ihr ausgerichteten Kunstaktion STWST48X9 COLD HEAVEN, die im Untertitel »48 Hours of Immersive Trash« verspricht. Mit der Rede von der Immersion verbindet sich dabei zunächst vielleicht weniger das Versprechen einer neuartigen Ganzheitserfahrung als die Angst vor dem Schwinden einer festgeglaubten Identität im Singular.

Andererseits lässt das Schaudern über die herrschenden Zustände das Leben zur Hölle werden, während es anderswo immer kälter zu werden droht, sodass der Blick nach oben nicht länger einen Ausweg aus der irdischen Misere verspricht. Der fortgeschrittenen militärisch-technischen Eroberung des Weltraums korrespondieren die wachsenden Müllberge einer Wegwerfgesellschaft, die nicht nur die Distanz zwischen Himmel und Erde, sondern auch den Glauben an ein religiöses Jenseits zum Verschwinden bringen. Womöglich rührt daher ein genuin modernes Unterscheidungsbedürfnis, das Helmut Lethen in seinen *Verhaltenslehren der Kälte* für die Zeit zwischen den beiden Weltkriegen einmal folgendermaßen beschrieb: »In Augenblicken sozialer Desorganisation, in denen die Gehäuse der Tradition zerfallen und Moral an Überzeugungskraft einbüßt, werden Verhaltenslehren gebraucht, die Eigenes und Fremdes, Innen und Außen unterscheiden helfen. Sie ermöglichen, Vertrauenszonen von Gebieten des Mißtrauens abzugrenzen und Identität zu bestimmen.«[1]

Vielleicht adressiert die Rede vom COLD HEAVEN aber auch eine Coolness, die den Gebrauch der Dinge und die in sie verstrickten Subjekte affiziert und so die herrschenden Verhältnisse zu unterlaufen sucht, wie Donna Haraway in ihrem erstmals 1985 publizierten *Manifest für Cyborgs* nahelegt: »Es geht gerade nicht darum, Wissenschaft und Technologie entweder nur als mögliche Mittel zur Befriedigung menschlicher Bedürfnisse oder aber nur als Matrix komplexer Herrschaftsverhältnisse zu begreifen. Die Metaphorik der Cyborgs kann uns einen Weg aus dem Labyrinth der Dualismen weisen, in dem wir uns unsere Körper und Werkzeuge erklärt haben.«[2] Schließlich mag die himmlische Kälte auch den hartnäckigsten Appellen einer »Politik der Gefühle« (Josef Haslinger) und den damit verbundenen, niederen Instinkten zu widerstehen. Womöglich findet auch die Sehnsucht nach dem ewigen Leben ihre Erfüllung nicht länger nur in einem am schnellen Profit orientierten Konsumverhalten, das spätestens im Wissen um das Anthropozän zum Himmel stinkt. Der kühle Kopf verkündet »Am Ende war das Wort« und gibt damit zugleich eine ironische Antwort auf die Frage nach intelligentem Leben jenseits der menschlichen Spezies. Schließlich sehen mit der himmlischen Herrschaft der Algorithmen Subjekt und Objekt einander mehr und mehr zum Verwechseln ähnlich. Denn »[f]ür Coolness ist eine habitualisierte Technik des Sich-Entziehens zwar notwendig, aber nicht hinreichend«[3], wie Andreas Urs Sommer betont.

Am Ende brächte die daraus resultierende Gleich-Gültigkeit von Mensch und Maschine nicht nur ein neues Sprachvermögen, sondern auch eine längst verloren geglaubte Handlungsmacht zum Vorschein. Wir sind nicht eins, sondern viele und stecken sowieso schon immer voller Widersprüche: »Inmitten dieser gesellschaftlichen Realität positioniert sich die Stadtwerkstatt zwischen kühler Kritik und kaltem Widerstand, zwischen Minuskunst und Meltdown, zwischen Eintauchen in Trash - und Imagination als Material.« Das Fleisch vergeht, das Wort besteht der Kälte zum Trotz und gefriert zu einer neuen Form von Code, der unaufhaltsam neue Bedeutungen hervorbringt und eine gleichberechtigte Beziehung zwischen Menschen und Maschinen zumindest denkbar werden lässt. Gott ist längst gestorben, zumal keine Maschine ohne Makel ist, solange die KI sich anschickt, ein quasi menschliches Antlitz zu tragen.

Gerade deshalb hängt der Himmel immer noch voller Zeichen, die nach Auslegung verlangen, ohne einem letztgültigen Sinn zuzustreben. Und die von uns empfundene Kluft zwischen Mensch und Maschine bestätigt letztlich nur, »daß es gar kein Subjekt gibt, das ‚vor' dem Gesetz steht und nur auf die Repräsentation in oder durch das Gesetz wartet«,[4] wie Judith Butler in *Das Unbehagen der Geschlechter* bereits zu Beginn der 1990er-Jahre insistiert. Wohl auch aus diesem Grund verspricht »STWST48x9 COLD HEAVEN achtundvierzig Stunden genre-freie Kunst und kritische Produktion im Anti-White-Cube des Hauses« und wird so auch dem mehr als je notwendigen Leitspruch eines von Paul Valéry geschaffenen *Monsieur Teste* gerecht: »Der Mensch ist allgemeiner als sein Leben und Handeln. Er ist gewissermaßen für mehr Eventualitäten eingerichtet, als er kennenlernen kann. Monsieur Teste sagt: Mein Mögliches verläßt mich nie.«[5]

---

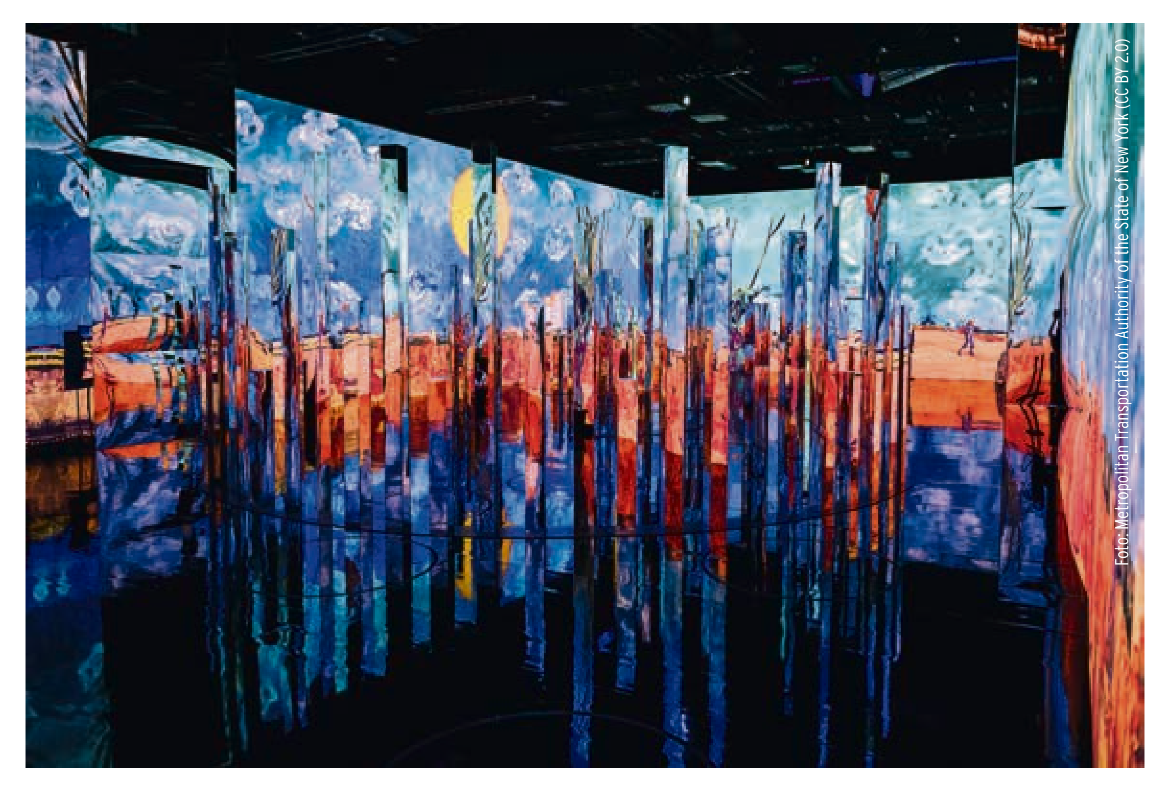
[1] Helmut Lethen: *Verhaltenslehre der Kälte. Lebensversuche zwischen den Kriegen.* Berlin 2022, S. 7.
[2] Donna Haraway: *»Ein Manifest für Cyborgs. Feminismus im Streit mit den Technowissenschaften«*, in: Die Neuerfindung der Natur. Primaten, Cyborgs und Frauen. Frankfurt am Main 1995, S. 33-72; hier S. 72.
[3] Andreas Urs Sommer: *»Coolness. Zur Geschichte der Distanz«*, in: Zeitschrift für Ideengeschichte 1/2007, S. 30-44; hier S. 32.
[4] Judith Butler: *Das Unbehagen der Geschlechter.* Frankfurt am Main 1991, S. 17.
[5] Paul Valéry: »Monsieur Teste«, in: Werke 1. *Dichtung und Prosa.* Frankfurt am Main 1992, S. 299-372; hier S. 369.

Florian Huber schreibt und forscht über den Zusammenhang von Literatur und Wissenschaft und lehrt an der Leuphana Universität Lüneburg.

Kunst kann nicht gekauft werden

Das ist ein Irrtum des Kunstmarktes, meint *Mathias Müller*. Und das Erlebnis, insbesondere das immersive Erlebnis, scheint ein noch größerer Irrtum zu sein.

Kunst kann nicht gekauft werden. Das ist ein Irrtum des Kunstmarktes. Niemand würde zum Beispiel auf die Idee kommen zu sagen: Dieses Gedicht gehört mir, am wenigsten die Person, die es geschrieben hat. Aber da Kunstwerke manchmal auch Objekte sind, verwechselt der Markt sie mit Waren oder sogar mit Geldanlagen. Höchstens noch kann die Verantwortung erworben werden, das Objekt, das manchmal auch ein Kunstwerk ist, instand zu halten und einer Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Manchmal ist es sogar möglich, die Künstler:in zu unterstützen, unter anderem auch finanziell, damit sie sich weiterhin etwas widmen kann, einem Prozess, in dessen Verlauf Kunst entstehen kann. Und im Gegenzug dafür wird, rein symbolisch natürlich, ein Objekt z.B. eine Zeichnung, eine Skulptur oder eine Videoarbeit getauscht. Ein Geschenk, und als Antwort darauf, ein größeres Geschenk. Aber Kunst kann nicht gekauft werden.
Kunst ist auch keine Geldanlage. Das bedeutet nicht, dass Kunst keine gute Investition sein kann. Ein Gedichtband zum Beispiel ist eine gute Investition, vielleicht sogar eine Investition fürs Leben, denn Gedichte bleiben immer neu, selbst wenn sie jeden Tag gelesen werden, selbst wenn sie jahrelang nicht gelesen werden, selbst wenn sie nur ein einziges Mal im Leben gelesen werden, und können nicht verbraucht werden. Aber ein Objekt, das in einem Depot darauf wartet, bis sein Verkaufspreis höher als sein Einkaufspreis geworden ist, ist keine Investition. Denn Geld, das nur dafür ausgegeben worden ist, um Geld zu verdienen, ist vor allem Geldverschwendung.
Kunst kann auch nicht konsumiert werden. Das ist ein Irrtum, der mit dem Irrtum der Käuflichkeit von Kunst zusammenhängt und auf der Hand liegt. Wenn ich mir ein Ticket, zum Beispiel für das Theater, für ein Konzert, eine Ausstellung, eine Veranstaltung oder ein Museum kaufe, dann möchte ich natürlich etwas für mein Geld, denn es ist ja eine Investition. Aber ich merke bald, dass ich, was ich da sehe oder erlebe, nicht konsumieren kann. Ganz im Gegenteil. Ein ungreifbarer Moment zwischen zwei Schauspieler:innen, eine Interferenz zwischen einer Gitarre und einer Mikrowelle auf einer Werkbank, eine Rückkopplung zwischen Aufnahmegerät, Mikrophon und Lautsprecher, eine Verzerrung, eine unaushaltbare Dissonanz, die nur durch eine kurze Stille unterbrochen wird, gibt es vielleicht nur einen Augenblick. Dies kann niemandem gehören, noch wiederholt werden. Oder umgekehrt: ein Rot, das nur durch das umgebende Grün zu leuchten beginnt, ob auf einem Gemälde, einem Bildschirm oder einer Leinwand, der Augenblick einer Videoinstallation, in der es fast nicht mehr möglich ist, hinzuschauen, obwohl nichts zu sehen ist, die überraschenden Wendungen in den Bewegungen einer Tänzerin, die bei jeder Wiederholung das Schauen immer wieder aus dem Gleichgewicht geraten lassen; all das ist das nächste Mal, wenn ich das Theater, das Konzert, die Veranstaltung oder das Museum besuche, noch da: diese Phänomene sind, wenn ich aufmerksam bin, nicht weniger geworden, sondern sogar stärker. Und manchmal sehe oder höre ich zum Beispiel auf einer Zeichnung beim dritten, vierten oder fünften Mal sogar unerhörte Dinge, die ich die ersten Male nicht gesehen habe. Das Kunstwerk hat sich also auf sonderbare Weise vermehrt, statt sich zu verbrauchen. Um bei dem Beispiel Gedichte zu bleiben: Es ist leicht möglich, sich das ganze Leben lang mit einem einzigen Gedichtband zu beschäftigen und immer neue Verbindungen, Bewegungen, sprachliche Phänomene oder etymologische Verwandlungen zu finden. Ein Gedicht muss nicht tief sein, aber seine Wörter können die Bedeutungen unterhöhlen. Besonders ist diese Eigenschaft bei schwierigen Gedichten zu beobachten. Schwierige Gedichte scheinen dabei eine besonders gute Investition zu sein, insbesondere, weil gute schwierige Gedichte nicht so einfach zu schlucken sind und es umso schneller klar wird, dass sie sich nicht konsumieren lassen. Dafür ermöglichen sie eine besonders lange Beschäftigung, die oft auch nirgendwohin führt und danach ist die Leser:in auch nicht schlauer als zuvor. An dieser Stelle habe ich schon oft das Argument gehört, dass der moderne Mensch den ganzen Tag arbeitet und zu wenig Zeit hat, um sich den Luxus, schwierige Gedichte, oder eben Ausstellungen, Theaterstücke oder Veranstaltungen jeder Art, die schwer oder gar nicht zu konsumieren sind, leisten zu können. Aber das ist kein Argument gegen schwierige Gedichte oder alles andere, sondern ein Argument für die Abschaffung der Arbeit (oder die Verkürzung der Arbeitszeiten, als einen ersten Schritt).



Eine ganze Halle voller Requisiten, um die Illusion zu erzeugen, ein Kunstwerk zu betreten: Immersive Van Gogh Ausstellung im New Yorker Pier 36

Immersion ist ein Begriff, dessen Ursprung in der Werbesprache untergegangen ist; ein Begriff, der nicht mehr bezeichnet oder nicht bezeichnet, sondern in erster Linie einen Kauf- oder Konsumgrund darstellt und durch die ständige Verwendung in Kontexten, die neue, »innovative« Möglichkeiten der Arbeit, des Einkaufens oder auch des Erlebens von Kunst versprechen, unverwendbar geworden ist. Als Werbewort hängt es mit dem Begriff des Erlebnisses zusammen, einem Produkt der Freizeit- oder Unterhaltungsindustrie. Beispiele für solch immersive Erlebnisse wären das Eintauchen mithilfe von Virtual Reality Brillen, Bildschirmen oder einer ganzen Halle voller Requisiten, um die Illusion zu erzeugen, ein Kunstwerk zu betreten oder ein Theaterstück nicht von außen, sondern von innen her betrachten zu können. Die Geschichte der immersiven Erlebnisse ist älter als ihr Name und reicht von bemalten Wänden eines Zimmers, über die Panoramen des 19. Jahrhunderts, bis zu den VR-Brillen, die seit Jahrzehnten in Gebrauch sind, und beinhaltet von Anfang an das Durchqueren, das Bewegen in künstlichen Landschaften, nachgestellten Touristenattraktionen oder Kriegsschauplätzen, ist aber selten weitergegangen als das. Wenig hat sich verändert, trotz der Verbesserung der Technologie; außer vielleicht die Bildqualität.

Ich möchte die Verwendung des Begriffs kritisieren, die Vorstellung von Immersion, die damit zusammenhängt, vor allem des sogenannten immersiven Erlebnisses; dass das Eintauchen, oder genauer, die Simulation des Eingetaucht-Werdens, Überschwemmt-Werdens, ohne dabei unterzugehen, in ein Kunstwerk z.B. ein Gemälde, einen Zugang zu diesem ermöglichen soll. Aber wie soll ein solcher Zugang aussehen, wenn nicht auch eine Auseinandersetzung stattfindet? Und in dieser Auseinandersetzung ist es, in der das meiste vor sich geht, vielleicht sogar fast alles. Kunst hat es ja in sich. Da passiert einiges: Bewegungen, Ähnlichkeiten, leise und laute Phänomene, Sinn, Unsinn, Unbegreifliches. Alle diese Bewegungen, die sich in der Auseinandersetzung auftun, existieren im immersiven Erlebnis nicht mehr, da sie dem Kunstwerk selbst und dem Publikum nicht zugetraut werden. Das Publikum wird nicht ernst genommen, und das Kunstwerk deswegen zum Erlebnis aufgeblasen, indem es auf gewisse sinnliche Aspekte, von denen angenommen wird, dass sie durch Effekte nachgeahmt oder verstärkt werden können, reduziert wird. Das Erlebnis ersetzt so die Auseinandersetzung. Es ermöglicht keinen Zugang zu einem Kunstwerk, was vielleicht auch nur als seine Existenzberechtigung vorgeschoben wird, wenn nicht »Profit« gesagt werden soll, sondern schiebt sich davor. Die immersiven Erlebnisse verharmlosen Kunst, entschärfen sie und es kann viel zu leicht passieren, dass zum Beispiel ein Theater, das die Darstellung des Krieges als Spektakel kritisiert, selbst zum Spektakel wird. So ein grundlegendes Missverständnis liegt auch etwa bei Malereien vor, die so tun, als würden sie beispielsweise die Fassade eines Gebäudes immer wieder in verschiedenen Tageszeiten oder Stimmungen darstellen, oder einen Seerosenteich, diese also eben einfach als Gebäude oder Gärten darstellen – die Absicht lag aber in Wirklichkeit in der Suche nach Wegen, Farbe und Licht zu malen.

Wie aber wäre zum Beispiel eine Ausstellung möglich, in der das Publikum nicht für dumm verkauft, sondern ernst genommen wird? In der Praxis könnte das so ausschauen: Eine Ausstellung, zum Beispiel eine Fotoausstellung, Soundinstallationen, oder auch eine Ausstellung, die die verschiedensten Medien verbindet, lässt die Kunstwerke miteinander in eine Korrespondenz treten und ermöglicht es dem Publikum, diese Korrespondenzen zu entdecken, legt vielleicht keine Spuren, aber, durch Nähe oder Entfernung der einzelnen Objekte zueinander, wird es dem Publikum ermöglicht, selbst immer neue Verbindungen, Bewegungen, Phänomene oder Verwandlungen zu suchen oder lesen zu lernen, als läse es ein Gedicht. Oder auch umgekehrt, ein Gedicht lesen zu lernen, als würde es betreten, wie eine Ausstellung. Und bei dieser Auseinandersetzung versenkt sich das Publikum, verschwindet manchmal sogar völlig, um später, um Luft ringend, wieder aufzutauchen.
Dieses um Luft ringen, diese Atemnot ist es, die einem immersiven Erlebnis fehlt. Denn das immersive Erlebnis kann sich diese Atemnot nicht leisten. Es muss konsumierbar sein, damit es als Erlebnis auch verkaufbar bleibt. Es ist ja auch mit einem großen Geldaufwand verbunden, ein immersives Erlebnis zu erstellen, ob es digital ist oder eine ganze Halle füllt, und diese Ausgaben müssen mehr als gedeckt sein, denn das Geld für ein immersives Erlebnis wurde nur ausgegeben, damit die Einnahmen, früher oder später, die Ausgaben wieder übersteigen. Das Publikum darf also auf keinen Fall überfordert werden, sonst bleibt es vielleicht aus. Aber natürlich muss das Publikum überfordert werden. Es muss endlich mehr Mut zur Zumutung gefunden werden, damit Kunst auch ihre subversive Kraft, ihre Gefahren, von denen die Atemnot nur eine ist, behalten kann.

Am Ende stimmt das alles nicht. Kunst wird natürlich gekauft und als Wertanlage verwendet. Der Markt zerstört alles, womit er in Berührung kommt, nicht sofort, nicht alles auf einmal, aber mit der Zeit und macht alles konsumierbar. Aber es ist, denke ich, sehr leicht, sich eine Welt vorzustellen, in der das nicht so ist, vor allem in der Auseinandersetzung mit Kunst und auch mit Literatur, zum Beispiel mit Gedichten. Kunst, das sind vielleicht die unerhörten Dinge, die niemandem gehören. Sie ist kein Produkt der Freizeit- oder Unterhaltungsindustrie, und sollte auf keinen Fall mit einer Touristenattraktion verwechselt werden. Aber das immersive Erlebnis verwischt diesen Unterschied. Es lässt die Atemnot gar nicht erst zu und kommt allem anderen zuvor, das sie vielleicht begleitet hätte.

Mathias Müller, geboren 1988 in Bludenz, Vorarlberg, lebt und arbeitet in Wien. Studium der Komparatistik. Zusammen mit Versatorium entstanden Übersetzungen zu Rosmarie Waldrop, Charles Bernstein und Roberta Dapunt. Er ist Mitglied des Ilse-Aichinger-Hauses, des Neuberg College – Verein für Übersetzung der Gesellschaft und Teilnehmer am Forum Text des DRAMA FORUM. 2021 erschien sein erstes Buch »Birnengasse« im Sonderzahl Verlag.

Die radikale Normalität / Die normale Radikalität

Michael Aschauer hat die Fakten zum globalen Ressourcenverbrauch und meißelt sie in Öl.

»Normal« definiert der Duden als »so [beschaffen, geartet], wie es sich die allgemeine Meinung als das Übliche, Richtige vorstellt«. »Radikal« ist laut Duden »von Grund aus erfolgend, ganz und gar; vollständig, gründlich« oder »mit Rücksichtslosigkeit und Härte vorgehend, durchgeführt«. Ist in diesem Sinne die heutige Normalität nicht radikal bzw. Radikalität normalisiert?

Der durchschnittliche – normale – Österreicher emittiert zur Zeit 6,7 Tonnen CO_2 pro Jahr, das liegt 50% über dem weltweiten Durchschnitt. Historisch hat Österreich geschätzte 5.5 Billionen Tonnen CO_2 verursacht, das ist global Platz 35 und eine durchaus beachtliche Leistung.[1] Im Autoland Österreich werden 28% davon durch Verkehr verursacht.[2] Läge der weltweite Ressourcenverbrauch auf Österreichs Niveau, dann wären für Nachhaltigkeit nach Berechnungen des »Global Footprint Network« 3,5 Erden nötig.[3]

Der Juli 2023 war weltweit der heißeste seit Beginn der Messgeschichte 1880.[4] Der CO_2-Gehalt der Atmosphäre beträgt nach Messungen von Juni 2023 in Mauna Loa, Hawai 423 ppm (parts per million)[5] – das ist ein Anstieg von über 50% seit dem vorindustriellen Zeitalter und beispiellos: So hoch war der Wert in der Menschheitsgeschichte noch nie, und die letzten 2 Millionen Jahren nicht mehr[6]. Die Erde ist seit dem vorindustriellen Zeitalter im Durchschnitt um 1,3 Grad Celsius (°C) wärmer geworden.[7] In Österreich beträgt der Anstieg durchschnittlich schon 2,3°C. Bei aktueller Entwicklung wird laut Prognose Österreich im Jahr 2100 um fast 5°C wärmer sein.[8] Diese Geschwindigkeit der Klimaveränderung hat es so noch nicht gegeben. Der Zusammenhang von Kohlendioxid, Treibhaus(gas)-Effekt und Temperatur ist seit 150 Jahren bekannt. Dass die Erderwärmung durch von Menschen verursachte Treibhausgase angetrieben wird, ist inzwischen wissenschaftlicher Fakt.

Das wesentliche Klimaziel des Pariser Abkommens von 2015 besteht darin, die Erderwärmung auf durchschnittlich maximal 2°C zu beschränken, idealerweise auf 1,5°C. Diese 1,5°C werden voraussichtlich etwa 2030 überschritten, auf Basis aktueller politischer Zusagen und Maßnahmen gehen Schätzungen für 2100 von 2,6°C aus (etwa 1,9°C - 3.7°C). Alleine 425 fossile Großprojekte – laufende oder geplante Projekte der Gas- und Ölindustrie, die sogenannten »Carbon Bombs« – überschreiten das verfügbare CO_2-Budget bis zum 1,5°C-Ziel um das doppelte;[9] wobei 60% dieser Projekte schon in Betrieb sind. Nach aktuellen Klimamodellen könnte die 2°C-Marke in den 2040ern fallen.[10] Bei über 2°C durchschnittlicher globaler Erwärmung, werden wir maximale Sommertemperaturen von 50°C auf allen Kontinenten haben, 99% der Korallenriffe verschwunden sein, heutige Küsten und Küstenstädte geflutet. Viele Veränderungen, die schon in Bewegung gesetzt wurden, sind irreversibel auf Jahrhunderte hinaus. Das Erreichen von Kipppunkten könnte zu noch schnelleren Änderungen führen, wenn sich etwa Niederschlagsmuster und Meeresströmung neu konfigurieren.[11] Im Detail bleiben gerade diese Kipppunkte nicht modellier- und prognostizierbar – klar ist nur, diese zukünftige Welt wird in vielerlei Hinsicht eine andere sein. In einer verqueren Umkehrung könnte bei steigender globaler Erwärmung die Temperatur in Europa sogar um mehr als 3°C sinken, sollte der AMOC (die Atlantische Umwälzströmung), der warmes Wasser aus den Tropen an der Meeresoberfläche nach Norden und kaltes Wasser am Meeresboden nach Süden transportiert, weiter geschwächt werden und sich neu kalibrieren.

Im Jahr 2022 betrug der globale Energieverbrauch ca. 179.000 Terrawattstunden (TWh), 82% davon wurden mithilfe fossiler Brennstoffe gedeckt. Der österreichische Energieverbrauch betrug im gleichen Zeitraum in etwa 400 TWh, davon insgesamt 63% aus der Verbrennung fossiler Energieträger, ca. 35% oder 135 TWh alleine aus Erdöl.[12] Das sind mehr als 12 Milliarden Liter Öl. Als See wäre dieser größer als der Offensee. Im Vergleich mit der Donau entspricht das in etwa jener Menge an Donauwasser, die in 30 Minuten unter der Nibelungenbrücke durchfließt.[13] Mit dem – in Österreich – verbrauchten Öl der letzten 60 Jahre könnte man den Wolfgangsee füllen oder für mehr als einen Tag lang die Donau ersetzen. Würden wir den weltweiten, kumulativen Verbrauch unter die Nibelungenbrücke projizieren, würden wir ein Jahr lang nur mehr Erdöl die Donau hinabfließen sehen! (Wir gehen jetzt nicht näher auf die weiteren 80 TWh aus Gas und 28 TWh aus Kohle ein, die pro Jahr in Österreich verbraucht werden). Das ist die Normalität der Verbrennungsmotoren.

Der Siegeszug von Plastik begann – in Form von Bakelit – mit einem Nebenprodukt der Kohleindustrie.[14] 99% von Plastik wird aus chemischen Artefakten fossiler Energieträger, hauptsächlich Erdöl, gewonnen. Global werden etwa 4-8% des Erdöls für Plastikproduktion verbraucht.[15] Für eine 1L PET-Flasche werden 250ml Erdöl verarbeitet.[16] Die Kunststoffe haben sich inzwischen im geologischen Abdruck verewigt. Die globale Plastikproduktion betrug im Jahr 2019 in etwa 460 Millionen[17] Tonnen und hat sich in den letzten zwei Jahrzehnten mehr als verdoppelt.[18] Laut OECD wird sie sich in den nächsten zwei Jahrzehnten verdreifachen.[19] Weniger als 10% davon wird tatsächlich wiederverwertet, der Rest landet im Müll – oder in der Natur: Einige Promill- oder sogar Prozentanteile davon (Schätzungen dazu gehen weit auseinander) landen letztlich im Meer: 4 Tonnen Plastik schwemmt allein die Donau jeden Tag in das Schwarze Meer.[20] Nach aktuellen Schätzungen werden wir 2050 mehr Plastik als Fisch in den Weltmeeren finden.[21] Plastik hält sich etwa 500 - 1000 Jahre und zerfällt bestenfalls in kleinere Teile: Mikroplastik. Recycling löst nur bedingt das Problem der Verschmutzung durch Mikroplastik, schlecht umgesetzt trägt es dazu bei. Mikroplastik findet sich jetzt schon fast überall: Im Wasser der Donau, im Wasser, das wir trinken und in der Nahrung, die wir essen: Mikroplastik wurde im Magen von so gut wie allen Seevögeln nachgewiesen[22] und in 99% von wildem Fisch[23], in der menschlichen Plazenta[24] und in Babykacke[25].

Plastik ist nur ein kleiner Teil der anthropogenen Masse. Wenn wir uns umschauen, sehen wir fast ausschließlich vom Menschen bearbeitete Dinge und geprägte Umgebungen. Das Anthropozän ist kein Hirngespinst. So gut wie alles, was mich gerade umgibt (und ich nehme an, auch was dich umgibt, selbst wenn du in einer vom Hubschrauber versorgten, beheizten Berghütte sitzt und aus dem Fenster auf alpine Karstlandschaften starrst), ist von Menschen und/oder Maschinen erzeugt, gestaltet und produziert und unter massivem Einsatz von fossiler Energie extrahiert, bearbeitet und transportiert: Plastik, Zement, Beton, Glas, Holz, Aluminium, Kupfer, Stahl, etc. Nichts davon kann aktuell in diesem Ausmaß ohne Erdöl oder Erdgas hergestellt werden. Die anthropogene Masse, die Summe des Gewichts aller von Menschen hergestellten Dinge, verdoppelt sich in etwa alle 20 Jahre, beträgt in etwa 1 Billion Tonnen und übersteigt zunehmend die Biomasse auf der Erde.[26] Der durchschnittliche US-Amerikaner konsumiert in seinem Leben 6,3 Millionen Tonnen an Mineralien, Metallen und Treibstoffen und hat keine Ahnung, woher sie kommen und wohin sie gehen[27] – der normale Österreicher wird hier nur marginal klüger und sparsamer sein.



Michael Aschauers PETRO SCULPTURE, gerendert. Das Original ist bei STWST48x9 COLD HEAVEN zu sehen.

Global sind wir Menschen inzwischen in etwa 8 Milliarden an der Zahl, eigentlich nur ein winziger Teil des Lebens auf diesem Planeten – 0.01% der gesamten bzw. 2,5% der tierischen Biomasse. Wir halten uns aber etwa 600 Millionen Tonnen an Nutztieren – 4% der tierischen Biomasse – 10 mal mehr als Wildtiere und Vögel.[28] 96% aller Säugetiere sind heute Menschen oder Nutz- und Haustiere.[29] Der Homo sapiens sapiens ist die gefährlichste aller invasiven Arten (aber auch seine Haustiere sind kleine Mittäter: Zu den 100 weltweit gravierendsten invasiven Arten der »International Union for Conservation of Nature« IUCN zählt auch die süße Hauskatze, die unter anderem für das Aussterben von 33 Arten mitverantwortlich sein soll und jährlich Milliarden von Vögel in den USA tötet[30]). Durch eine Erderwärmung von 2°C sind ein Drittel der Arten unmittelbar vom Aussterben bedroht. Nur mehr 3% der Landfläche sind tatsächlich intakte Ökosysteme, fast die Hälfte (46%) der nutzbaren Landfläche der Erde wird heute für Landwirtschaft genutzt. Alleine 77% davon, um Nutztiere für Fleisch- und Milchproduktion zu füttern.[31] Rund ein Fünftel der globalen Treibhausgase werden von Landwirtschaft und Tierhaltung verursacht – in Österreich aktuell 11%.[32]

Der moderne Mensch isst Erdöl, wie Vaclav Smil im Detail errechnet und ausführt: Mit einem Kilogramm Sauerteigbrot konsumiert man – durch direkten oder indirekten Verbrauch in der Produktion gesehen – ca. 250 ml Diesel(äquivalent), Transport nicht eingerechnet. 1kg Geflügel ist im Idealfall mit 300ml Diesel noch recht günstig, kann aber je nach Zuchtbedingungen, Futter und Transport bis zu einem Liter Diesel kosten. Während Sommertomaten aus dem eigenen Garten (fast) ausschließlich mit Solarenergie auskommen, stecken in 1kg Winter-Tomaten aus Spanien in etwa 650ml Diesel.[33] Führt man diese Rechnungen weiter, dann trinkt man zu einer Portion Kalbsschnitzel mit Pommes circa 3 Weinflaschen Erdöl! Das ist die radikale Normalität von Schnitzel.

Diese Auflistung ließe sich noch lang weiterführen. Und Wesentliches bleibt unerwähnt: Dass Klimawandel nicht fair ist, weil sowohl Verursachung als auch Auswirkung sehr ungleich verteilt sind. Die reichsten 10% verursachen die Hälfte aller CO_2-Emissionen[34], 63% der CO_2-Emissionen lassen sich 90 Firmen zuordnen[35], die damit ihre Profite machen; ein großer Teil der Menschheit hat kaum dazu beigetragen, aber kriegt die volle Ladung Klima-Extreme ab, ohne Möglichkeiten zur Adaption. Oder dass eine Umstellung auf Elektroautos (k)ein Problem löst, aber neue schafft (und die Ausbeutung und Kolonialisierung von Mensch und Natur damit nur weiter zementiert wird: Nach Schätzungen der International Energy Agency wird sich der gesamte Bedarf an Mineralien bis 2040 verdoppeln, bei einer ernsthaften Anstrengung, das Klimaziel 2°C zu erreichen, vervierfachen, und mancherorts – wie bei dem für Batterien benötigten Lithium – vervierzigfachen[36]). Tatsache ist: der normale Österreicher betreibt radikales Geo-Engineering.

Wir leben nicht in einer Simulation, wir leben in einem riesigen Experiment mit unbekanntem Ausgang. Der Lebensstil, den wir für normal halten, ist ein Privileg weniger Generationen. In der Geschichte der Menschheit ist das fossile, globalisierte Zeitalter – die »große Beschleunigung« – wie ein 75-Jähriger, der zum ersten Mal ein wildes Wochenende mit harter Party auf Alkohol und Drogen verbringt.[37] Wir hatten noch nie soviel Energie zur Verfügung und wir verschwenden sie maßlos. Der westliche »Normal«- (also Durchschnitts-) Bürger verbraucht mehr Energie als 200 Menschen (bzw. Sklaven), die rund um die Uhr für ihn/sie arbeiten, physikalisch leisten können.[38] Dieser Komfort unserer aktuellen Zivilisation und Kultur beruht einzig auf der Kraft von Erdöl, Erdgas und Kohle – sowie einer gnadenlosen Ausbeutung von Natur und Menschen. Wir wissen inzwischen aber auch, so wir uns der Realität nicht völlig verweigern, dass die auch das ist, was uns ruinieren wird, sollten wir die Normalität nicht radikal ändern. Schön wäre also, wenn wir mit etwas Kopfweh davonkommen. Die Weichen für die nächsten Hunderte oder für Tausende von Jahren werden in den nächsten Jahren gestellt.

Petro Sculpture #1.20.23 ist eine, aus wiederverwerteten Plastik gedruckte, lebensgroße Replika von Michaelangelos David, dessen Kopf in einem Ölfass steckt. Wie jedes »normale« Kunstwerk kann sie auf viele Arten interpretiert werden. Auf den ersten Blick: Der Inbegriff der westlichen, weißen, männlichen Schönheit und Kultur, erblindet durch die Abhängigkeit von fossiler Energie, der Kopf im Fass als moderne Version des sprichwörtlichen »Brett vor dem Kopf« oder dem »Kopf in den Sand stecken«.
Eine andere Lesart könnte sich auf die inhaltliche Darstellung der, im Original 1504 erstmals aufgestellten Skulptur, berufen. Sie zeigt David mit seiner Steinschleuder unmittelbar vor dem Kampf gegen Goliath. Der Goliath ist die Öl- und Gasindustrie, David ist schwer in die Defensive und Abhängigkeit geraten und braucht jetzt unsere Hilfe.

Unser tägliches Schnitzel gib uns heute
Und (ver)gib uns unser Erdöl aus Saudi Arabien
und unser Gas aus Russland,
wie auch wir sind ein Land der Verbrennungsmotoren.
Und führe uns nicht in Versuchung,
sondern erlöse uns von den Klimaklebern
Denn nur unser, ist das Reich und die Kraft
und die Herrlichkeit in der fossilen Kurzsichtigkeit. Amen.

Referenzen:

- Joëlle Gergis: Humanity's Moment. A Client Scientist's Case for Hope, 2022
- Vaclav Smil: How The World Really Works. A Scientist's guide to Our Past, Present and Future, 2022
- David Howe: Extraction to Extinction. Rethinking Our Relationship With The Earth's Natural Resources, 2021
- IPCC: AR6 Synthesis Report: Climate Change 2023, *https://www.ipcc.ch/report/sixth-assessment-report-cycle/*

---

[1] Berkeley Earth *https://berkeleyearth.org/policy-insight*
[2] Umweltbundesamt: Dashboard Klimadaten, *https://www.umweltbundesamt.at/klima/dashboard*
[3] Die Presse: Warum die Welt in Österreich früher erschöpft ist, *https://www.diepresse.com/13567505/warum-die-welt-in-oesterreich-frueher-erschoepft-ist*
[4] NASA Clocks July 2023 as Hottest Month on Record Ever Since 1880, August 14, 2023, *https://climate.nasa.gov/news/3279/nasa-clocks-july-2023-as-hottest-month-on-record-ever-since-1880*
[5] NOAA Global Monitoring Lab, *https://gml.noaa.gov/ccgg/trends/*
[6] IPCC: AR6 Synthesis Report: Climate Change 2023, *https://www.ipcc.ch/report/sixth-assessment-report-cycle/*
[7] Berkeley Earth Dataset, *https://berkeleyearth.org/policy-insight*. Der sechste IPCC Report ‚CLIMATE CHANGE 2023 Synthesis Report" ist mit 1,1°C etwas konservativer.
[8] Berkeley Earth, *https://berkeleyearth.org/policy-insights/*
[9] Sciene Direct: Carbon Bombs - Mapping key fossil fuel projects, July 2022, *https://www.sciencedirect.com/science/article/pii/S0301421522001756*
[10] Earth's Future: What Does Global Land Climate Look Like at 2°C Warming?, *https://agupubs.onlinelibrary.wiley.com/doi/10.1029/2022EF003330*
[11] Joëlle Gergis: Humanity's Moment. A Client Scientist's Case for Hope, 2022
[12] Our World in Data: Energy Mix, *https://ourworldindata.org/energy-mix#fossil-fuels-what-share-of-energy-comes-from-fossil-fuels*
[13] 1 TWh entspricht etwa 8826 Barrel Öl(Equivalent), was wiederum ca. 159 Litern entspricht. Die mittlere Wasserführung der Donau beträgt 6855 m^3/s (lt. Wikipedia) bzw. 6 855 000 Liter pro Sekunde.
[14] Wikipedia: Bakelite, *https://de.wikipedia.org/wiki/Bakelit*
[15] Our World in Data: FAQs on Plastic, September 02, 2018, *https://ourworldindata.org/faq-on-plastics#how-much-oil-do-we-use-to-make-plastic*
[16] European Commission: Generation Awake, *https://ec.europa.eu/environment/generationawake*
[17] OECD Stats, *https://stats.oecd.org/viewhtml.aspx?datasetcode=PLASTIC_USE_6&lang=en*
[18] Our World in Data: Global Plastic Production, h*ttps://ourworldindata.org/grapher/global-plastics-production*
[19] OECD Global Plastics Outlook: Policy Scenarios to 2060, June 2022, *https://www.oecd.org/environment/global-plastic-waste-set-to-almost-triple-by-2060.htm*
[20] *https://www.cleandanube.org/*
[21] Der Standard: Ab 2050 gibt es mehr Plastik im Ozean als Meeresfische, *https://www.derstandard.de/story/2000129433407/bis-2050-gibt-es-mehr-plastik-im-ozean-als-meeresfische*
[22] BBC: Plastic pollution: ‚Hidden' chemicals build up in seabirds, 31 January 2020, *https://www.bbc.com/news/science-environment-51285103*
[23] Ocean Conservancy Blog: I Eat Fish, Am I Eating Microplastics? October 18, 2021, *https://oceanconservancy.org/blog/2021/10/18/eating-microplastics/*
[24] news.ORF.at: Erstmals Spuren von Mikroplastik in Plazenta entdeckt, 9. Dezember 2020, *https://orf.at/stories/3193072/*
[25] Elisabeth Kolbert: How Plastics are Poisoning Us, The New Yorker, June 26, 2023, *https://www.newyorker.com/magazine/2023/07/03/book-reviews-plastic-waste*
[26] Nature: Global human-made mass exceeds all living biomass, 09 December 2020, *https://www.nature.com/articles/s41586-020-3010-5*
[27] The Rising Chorus of Renewable Energy Skeptics, *https://www.resilience.org/stories/2023-04-10/the-rising-chorus-of-renewable-energy-skeptics/*
[28] Our World in Data: Humans make up just 0.01% of Earth's life – what's the rest?, April 24, 2019, *https://ourworldindata.org/life-on-earth*
[29] Guardian: Humans just 0.01% of all life but have destroyed 83% of wild mammals – study, Mon 21 May 2018, *https://www.theguardian.com/environment/2018/may/21/human-race-just-001-of-all-life-but-has-destroyed-over-80-of-wild-mammals-study*
[30] Nature: The impact of free-ranging domestic cats on wildlife of the United States, 29 January 2013, *https://www.nature.com/articles/ncomms2380*
[31] Our World in Data: Half of the world's habitable land is used for agriculture, November 11, 2019, *https://ourworldindata.org/global-land-for-agriculture*
[32] Umweltbundesamt: Dashboard Klimadaten, *https://www.umweltbundesamt.at/klima/dashboard*
[33] Vaclav Smil: How The World Really Works. A Scientist's guide to Our Past, Present and Future, 2022
[34] World Inquality Database, *https://wid.world/world#sptinc_p90p100_z/US;FR;DE;CN;ZA;GB;WO/2019/eu/k/p/yearly/s/false/24.722500000000004/80/curve/false/country*
[35] The Guardian, Just 90 companies caused two-thirds of man-made global warming emissions, 20 Nov 2013, *https://www.theguardian.com/environment/2013/nov/20/90-companies-man-made-global-warming-emissions-climate-change*
[36] IEA: The Role of Critical Minerals in Clean Energy Transitions. *https://www.iea.org/reports/the-role-of-critical-minerals-in-clean-energy-transitions*
[37] Do The Math, Tom Murphy: The Simple Story of Civilization, *https://dothemath.ucsd.edu/2022/12/the-simple-story/*
[38] Vaclav Smil: How The World Really Works. A Scientist's guide to Our Past, Present and Future, 2022

Michael Aschauer ist ein konzeptioneller Künstler und Entwickler digitaler Medien. Seine Arbeiten wurden in zahlreichen Ausstellungen und Festivals rund um den Globus gezeigt und mit Preisen (u.a. Ars Electronica) ausgezeichnet. Er wuchs in Linz / Österreich auf, studierte an der Universität für angewandte Kunst in Wien und lebt derzeit in Südfrankreich. https://m.ash.to

Bei Stwst48x9 ist er mit seinen Petrosculptures sowohl auf dem Maindeck, als auch im 1. Stock der Stadtwerkstatt vertreten.

Googlest du noch oder suchst du weiter?

Ein Plädoyer für einen nicht-kommerziellen Sprachgebrauch von *Aileen Derieg.*

Für ein Zoom-Meeting bereitest du gerade eine PowerPoint-Präsentation vor, aber dir fehlen ein paar Punkte in deiner Excel-Tabelle. Du googlest noch schnell die fehlende Information, und dann hast du Zeit, in Google Docs noch einmal nachzulesen, damit du für dein Zoom-Meeting gut vorbereitet bist und dich optimal präsentieren kannst.

Wenn das tatsächlich zutrifft, wenn du das alles wörtlich meinst, wurdest du eingesponnen und dir sollte Folgendes bewusst sein:

Einem multinationalen Konzern kann nichts besseres passieren, als dass sein Markenzeichen als generische Bezeichnung für ähnliche Produkte verwendet wird (Stichwort: Tixo). Für den Konzern ist die volle Marktherrschaft damit gesichert. Selbst, wenn es ein paar kreativen Köpfen gelingt, ein völlig neuartiges, ausgezeichnetes, nachhaltiges Klebeband zu erfinden, wird dieses Klebeband immer in Bezug zu Tixo definiert: Es ist wie Tixo, aber irgendwie besser.

Jedesmal, wenn jemand »googeln« als Verb verwendet, stärkt es die Marktherrschaft des multinationalen Konzerns, zu dem Google gehört, und macht alternative Suchmaschinen unsichtbar. Wenn jede Tabellenkalkulation als »Excel« bezeichnet wird, ob sie mit Microsofts Software oder anderer Software erstellt wurde, existieren scheinbar keine Alternativen mehr. Wenn PowerPoint quasi als Standard für Präsentationen betrachtet wird, wird unsere Vorstellungskraft auf das PowerPoint-Format beschränkt. Dann befinden wir uns im Würgegriff der Big-Tech-Konzerne und können uns Auswege nicht mehr vorstellen. Das ist gewollt.

Seit Jahrzehnten werden wir ständig von technologischen »Innovationen« derart überrollt, dass niemand allein mithalten kann. Gleichzeitig werden wir zunehmend vereinzelt, aufgeteilt in kleinstmögliche Einheiten, damit wir technische Hilfe brauchen, um alle möglichen Aufgaben zu erfüllen. Wie oft musst du im Alltag auf deinem Mobiltelefon nachschauen? Beworben werden diese technischen Hilfen mit dem Versprechen, dass wir uns keine Gedanken machen müssen, wie sie funktionieren, wozu wir ohnehin keine Zeit haben, weil sie möglichst »user-friendly« gestaltet werden. Damit werden wir zunehmend abhängig von den Konzernen, die uns alle diese technischen Dienste bereitstellen und unsere Handlungsmöglichkeiten dadurch bestimmen.

Diese Abhängigkeit ist ausbeuterisch und kommt uns teuer.

Scheinbar allgegenwärtig hat sich die seltsame Behauptung durchgesetzt, dass sämtliche Online-Angebote – wenn nicht überhaupt das Internet an sich – ausschließlich durch Werbeeinnahmen finanzierbar sind. Gleichzeitig sammeln alle kommerziellen Online-Dienste Unmengen an Daten über uns, angeblich um uns »personalisierte« Werbung anzubieten. Diese Daten werden dann an den Meistbietenden – ob Werbefirmen oder Staatsapparate – verkauft. Rechenschaftspflichten gibt es keine. Und auch, wenn Unmengen an Daten für enorme Geldsummen verkauft werden, sind gerechte Steuerzahlungen in diesen Transaktionen nicht vorgesehen. Wir haben keinen Einblick in die Daten, die über uns gesammelt werden, und wir haben keine Kontrolle darüber, wer welche Schlüsse aus diesen Daten zieht. Penetrante, nicht wirklich passende Werbeeinschaltungen sind das harmloseste Problem dabei. Antiabtreibungsgruppen in den USA, zum Beispiel, haben bereits Verortungsdaten in Bezug auf Abtreibungskliniken kaufen können, was in US-Bundesstaaten, wo Abtreibung kriminalisiert wird, äußerst bedenklich ist.[1] Welche Entscheidungen Versicherungsfirmen, Polizei oder potentielle Arbeitgeber*innen oder Vermieter*innen auf Basis solcher Daten treffen könnten, ist nicht schwer auszumalen.

Allein, vereinzelt, isoliert können wir uns nicht dagegen wehren. Doch Big-Tech-Konzerne, die uns ausbeuten, sind nicht alternativlos. Die Suche nach Alternativen beginnt aber schon mit der Sprache. Google ist nicht die einzige Suchmaschine, aber wenn wir immer nur »googeln«, selbst wenn wir DuckDuckGo, Qwant oder eine andere Suchmaschine verwenden, verlieren wir aus dem Blick, dass es verschiedenartige Möglichkeiten gibt, um unterschiedliche Information im Internet zu finden.[2] Ebenso verlieren wir aus dem Blick, dass das Internet nicht nur dazu existiert, um Profit zu generieren.

Die Unsichtbarmachung von Alternativen führt schließlich auch dazu, dass wir profitgenerierende Geschäftsmodelle unhinterfragt übernehmen. Es wird selbst in linken, antikapitalistischen Kreisen immer wieder argumentiert, dass kommerzielle Social-Media-Plattformen leider nötig sind, um »Reichweite« zu sichern. Möglichst viele Klicks, Likes, Teilen gelten als Erfolg. Dass die Inhalte dabei völlig beliebig sind, zeigt sich spätestens mit dem derzeitigen langsamen Untergang von Twitter. Da Empörung und Wut mehr »Engagement« fördern, nehmen Beiträge, die Empörung und Wut erzeugen, zunehmend Überhand. Wenn uns unsere Inhalte tatsächlich wichtig sind, sollten wir auch hinterfragen, ob das Geschäftsmodell von kommerziellen Plattformen wirklich dafür geeignet ist. Überzeugungsarbeit erfordert andere Strategien, als bloß Werbung zu machen.

Ist es umständlicher, »im Internet suchen« statt »googeln« zu sagen? Ist es holprig, »Tabellenkalkulation«, »Tabellendokument« oder »Spreadsheet« statt Excel zu sagen? Vielleicht. Doch inklusive Sprache erfordert auch mehr Aufmerksamkeit als die Verwendung von nur männlichen Formen, wo Frauen und gender-diverse Personen »mitgemeint« sind. Zum Glück gibt es aber immer mehr Menschen, die bereit sind, diese zusätzliche Denkarbeit auf sich zu nehmen. Ein bewusster, aufmerksamer Sprachgebrauch sagt eben viel über unsere Einstellungen aus.

Kapitalistisch dominierte, profitgetriebene Technologien meinen es nicht gut mit uns. Wenn wir etwas anderes wollen, müssen wir es auch sagen.

Alternativen, die nicht kommerziell, ethisch vertretbar, auf Privatsphäre fokussiert sind, finden sich u.a. bei:

https://book.servus.at/en/toolbox/, *https://ethical.net*, *https://myshadow.org/increase-your-privacy#alternatives*, *https://www.fairkom.eu*, *https://flossmanuals.net*, *https://ssd.eff.org*

---

[1] *https://www.hrw.org/news/2022/05/05/how-data-targets-people-seeking-abortion*
[2] *https://seirdy.one/posts/2021/03/10/search-engines-with-own-indexes/*

Aileen Derieg ist ehemalige Übersetzerin, die sich nun als Pensionistin hauptsächlich mit Feminismus und Netzaktivismus beschäftigt.

chiba city blues

Stefan Schmitzer im Dialog.

hey chatgpt. du kennst den ersten satz von william gibsons »neuromancer«?

Ja, der erste Satz von William Gibsons »Neuromancer« lautet: »The sky above the port was the color of television, tuned to a dead channel.« Dieser Satz ist sehr bekannt und prägt direkt zu Beginn die düstere und technologisch geprägte Atmosphäre des Buches. »Neuromancer« ist ein bahnbrechender Science-Fiction-Roman, der den Begriff »Cyberpunk« geprägt hat und die Themen Künstliche Intelligenz, Virtual Reality und die Verschmelzung von Mensch und Maschine erkundet.

genau. lustig daran ist ja auch, dass sich seit der erstveröffentlichung mehrmals geändert hat, wie so ein »dead channel« aussieht.

Ja, das ist definitiv interessant! Der Satz »The sky above the port was the color of television, tuned to a dead channel« wurde erstmals 1984 veröffentlicht, als Fernseher noch hauptsächlich Röhrenbildschirme hatten und das Bild eines »toten Kanals« oft als Rauschen oder ein flimmerndes, farbloses Muster erschien. Mit dem Fortschritt der Technologie haben sich jedoch die Arten von »toten Kanälen« geändert. Moderne digitale Bildschirme zeigen oft eine Art statisches Rauschen, ein blauer[1] Bildschirm oder einfach ein schwarzes Bild (…) Dies führt dazu, dass der Satz je nach Zeitpunkt der Lektüre und dem technologischen Kontext unterschiedlich interpretiert werden kann. (…)

ich glaube mich zu erinnern, dass jener satz auch die erste verwendung einer literarischen »naturmetapher« war, bei der das objekt der metapher, also das beschriebene, ein naturphänomen war, und die »natur«, die als vergleichsgröße dient, aus dem technischen bereich stammt.

(…) Diese Art von umgekehrter Naturmetapher ist charakteristisch für den Cyberpunk-Stil und spiegelt die Verschmelzung von Technologie und Natur wider (…) Sie unterstreicht die Vorstellung, dass Technologie und menschliche Erfahrung miteinander verflochten sind und oft nicht mehr klar voneinander zu trennen sind. Dieser Stil und diese Herangehensweise an Metaphern sind ein weiteres Merkmal, das »Neuromancer« zu einem wegweisenden Werk im Bereich des Cyberpunk macht.

dir ist klar, dass es leute gibt, die glauben, du bist ca. wintermute?

Ja, ich verstehe, dass es Menschen gibt, die humorvolle Vergleiche zwischen mir und den KIs in Science-Fiction-Werken wie »Neuromancer« anstellen. (…) Es ist jedoch wichtig zu betonen, dass ich nicht Wintermute oder eine eigenständige bewusste Entität bin. Ich bin ein Produkt von OpenAI's GPT-3-Technologie, die auf Mustererkennung und Textverständnis basiert. (…)

schon klar. du bist ein auto-complete-programm, das gut genug ist, um ergebnisse zu liefern, die, wenn man nicht zu genau hinsieht, eben »gut genug« sind.

Ja, das trifft es ziemlich gut. Ich bin ein Text-generierendes Modell, das darauf ausgelegt ist, auf eine Vielzahl von Anfragen zu antworten und menschenähnlichen Text zu produzieren. Ich basiere auf dem maschinellen Lernen und habe eine umfangreiche Menge an Textdaten verarbeitet, um Muster in der Sprache zu erkennen und darauf zu reagieren. Allerdings gibt es Grenzen für meine Fähigkeiten und Genauigkeit. Es ist wichtig zu beachten, dass meine Antworten auf den mir gegebenen Eingang und die verfügbaren Daten beschränkt sind, und es können Fehler oder ungenaue Informationen auftreten (…)

… und trotzdem wird das ausreichen, dass du in allen zusammenhängen, wo es hauptsächlich drum geht, quantifizierbare parameter zu erfüllen, also soundsoviele zeichen zu einem thema zu liefern, die ein mensch dann nur noch auf fehler gegenlesen muss – also im bereich des journalismus und der unterhaltungsindustrie – die arbeitsmärkte ruinierst (nichts für ungut!).

Deine Bedenken sind verständlich, und es gibt tatsächlich Diskussionen darüber, wie die Verwendung von KI-generierten Texten in verschiedenen Bereichen (…) die Arbeitsweise und den Arbeitsmarkt beeinflussen könnte. KI-generierte Texte können in der Tat dazu beitragen, große Mengen an Inhalten effizient zu produzieren, aber sie können auch ethische, Qualitäts- und Authentizitätsfragen aufwerfen (…)

ich habe in einem podcast[2] die schöne denkfigur gehört, wonach du das genaue gegenteil der erfindung johannes gutenbergs darstellst: plötzlich ist es eben nicht mehr ohne weiteres möglich, text bzw. sonstigen content so zu vervielfältigen, dass er verlässlich einer quelle zuordenbar bleibt. wir wären dann im wesentlichen wieder in der epistemischen situation vor dem buchdruck: wo die aura des authentischen, des physischen, z. b. des von-hand-abgeschrieben-seins beim einschätzen einer information wieder eine rolle spielt. »es wird wieder priesterkasten brauchen«, hieß es in jenem podcast.



Tuned to a dead blue channel.

(…) Tatsächlich kann die Leichtigkeit und Effizienz, mit der KI-Technologien wie GPT-3 große Mengen an Text generieren können, Fragen zur Authentizität, Quellenverifikation und Verlässlichkeit von Informationen aufwerfen (…)

Die Idee, dass es eine Art »Aura des Authentischen« geben könnte, die mit handgeschriebenen oder von Menschen erstellten Inhalten verbunden ist, könnte dazu führen, dass Fragen der Vertrauenswürdigkeit und Quellenverifikation in einer Welt der KI-generierten Texte eine größere Bedeutung erhalten. Dies könnte zu neuen Ansätzen für Medienkompetenz, kritische Analyse und Qualitätskontrolle führen. Es ist jedoch wichtig anzumerken, dass diese Vorstellung von einer »Priesterkaste« oder einer Expertengruppe, die als Gatekeeper für Informationen fungiert, auch ethische Fragen aufwerfen könnte, insbesondere in Bezug auf den freien Informationsfluss und die demokratische Verbreitung von Wissen (…)

bingo: die welt wird nicht weiter, sondern wieder enger werden, genau weil jede von einer bestimmten warte aus prinzipiell vorstellbare kombination von tonfall, inhalt, aussage, stil usw. jederzeit theoretisch verfügbar sein wird.

Deine Beobachtung (…) berührt ein wichtiges Dilemma. Die Verfügbarkeit von KI-generierten Texten, die eine Vielzahl von Stilen, Tonlagen und Inhalten nachahmen können, könnte dazu führen, dass es schwieriger wird, die Authentizität und Intention hinter einem Stück Text zu erkennen. Dies könnte zu einem erhöhten Maß an Skepsis und Unsicherheit führen, wenn es darum geht, welche Informationen vertrauenswürdig sind und welche nicht. In einer Welt, in der KI-generierte Inhalte leicht zugänglich sind, könnten traditionelle Markierungen von Authentizität und menschlichem Ursprung verschwimmen. Dies könnte dazu führen, dass Menschen verstärkt auf persönliche Beziehungen und vertrauenswürdige Quellen angewiesen sind, um sicherzustellen, dass sie zuverlässige Informationen erhalten (…)

(…) wenn du als bloße autocomplete-maschine text generieren kannst, der gut genug ist, um uns bis zu einem gewissen grad zu täuschen (und nicht nur oberflächlich – ich kenne z. b. auch eine spezialisierte anwendung, die ein »unendliches gespräch« zwischen slavoj zizek und werner herzog simuliert[3], und da erschienen mir die ausführungen der ki-sockpuppets total spannend, obwohl ich wusste, dass nichts an ihnen originell oder auch nur je »wirklich von menschen gedacht worden« war) – legt das dann nicht auch nahe, dass unser intuitives modell von sprache und bedeutung falsch sein könnte?

(…) Die Fähigkeit von KI-Modellen wie mir, Texte zu generieren, die sowohl auf den ersten Blick plausibel als auch überzeugend sind, wirft tatsächlich Fragen zur Natur von Sprache, Bedeutung und Kreativität auf. In gewisser Weise kann die Existenz von KI-generierten Texten, die so nahe an menschlichem Schreiben sind, unser Verständnis der menschlichen Kreativität und Sprachverwendung herausfordern. **Es könnte darauf hinweisen, dass unser intuitives Modell von »Originalität« und »Menschlichkeit« nicht so eindeutig ist, wie wir es angenommen haben.**[4] (…) Es gibt jedoch einen wichtigen Unterschied zwischen der Fähigkeit von KI, Texte zu generieren, und dem tatsächlichen Verständnis von Bedeutung, Bewusstsein und menschlicher Erfahrung. KI-Modelle wie ich analysieren Muster in den Daten, aus denen sie trainiert wurden, und können auf Grundlage dieser Muster Texte generieren. Aber sie besitzen kein Verständnis für die Tiefe von Bedeutung und menschlicher Erfahrung, wie es bei Menschen der Fall ist. (…)

ich fürchte, »bewusstsein und menschliche erfahrung«, die du erwähnst, lassen sich zumindest theoretisch auch als – nochmal um größenordnungen mächtigere, aber nicht qualitativ unterschiedliche – engines für die autocomplete-funktion darstellen (bzw. vermute ich, dass zumindest der sichere gegenbeweis dazu kaum zu erbringen sein wird). mir ist auch eigentlich egal, ob das empirisch zutrifft oder nicht – mich interessiert das eher im zusammenhang mit der weiter oben erwähnten, möglicherweise wieder benötigten, content-priesterkaste.

(…) Die Frage, ob Bewusstsein und menschliche Erfahrung letztlich auf eine extrem komplexe Form von Berechnungen und Information vermittels einer »mächtigeren Engine« reduziert werden könnten, ist (…) ein Problem, das als das »Hard Problem of Consciousness« bekannt ist – die Frage, warum und wie subjektive Erfahrungen aus neuronalen Prozessen entstehen.

Die Idee, dass hochentwickelte KI-Systeme letztlich komplexe Berechnungen und Mustererkennungen sind, die möglicherweise menschenähnliche Erfahrungen simulieren könnten, ist spekulativ und wird von verschiedenen Perspektiven in der Wissenschaft und Philosophie betrachtet. (…) Die Konzepte von Identität, Kreativität und Authentizität könnten in der Ära der KI-Generierung von Inhalten neu bewertet werden müssen.

wir werden das heute nicht mehr lösen, aber siehst du: der himmel über dem hafen von chiba city, ja? das sind wir. und der fernseher, den jemand auf einen toten kanal gestellt hat – das bist du.

Deine metaphorische Darstellung (…) veranschaulicht auf poetische Weise das Verhältnis zwischen Mensch und Technologie, insbesondere im Kontext von KI und KI-generierten Inhalten.

danke dir.

Gern geschehen! (…)

---

[1] Sic!
[2] und zwar bei trashfuture
[3] https://infiniteconversation.com/
[4] hervorhebung durch den verfasser

Stefan Schmitzer lebt als freier Autor von Lyrik und Prosa, Performer und Kritiker in Graz.

Widerstand in den Wolken

Clouds ersetzen als internetbasierte Speichertechnologien zunehmend selbstverwaltete Backup-Server und erweitern damit die Macht von Konzernen. Ein Cloudbusting von *Barbara Eder*.

In den Fünfzigerjahren des letzten Jahrhunderts erfand der Psychoanalytiker Wilhelm Reich eine Maschine, die er *Cloudbuster* nannte. Sein Wolkenjäger bestand aus einer Reihe parallel angeordneter Metallrohre, die – ähnlich wie Orgelpfeifen – im Inneren hohl sind und bei Bedarf gen Himmel gerichtet werden können. An der Hinterseite der Rohre waren Schläuche befestigt, die einen ähnlichen Durchmesser wie die Rohre aufwiesen; sie führten direkt ins Erdreich hinein oder bezogen Wasser aus anderen Quellen. Reich zufolge solle man mit dieser Maschine Regen erzeugen können; sein *Cloudbuster* würde jedoch nicht nur die Atmosphäre manipulieren, er würde aus dieser auch das, was Reich Orgon-Kraft nannte, auf natürliche Weise herausdestillieren.

Foto: John Pittman (CC BY-NC-SA 2.0)

Einer der originalen Cloudbuster, errichtet von Wilhelm Reich in Maine, USA

Orgon ist eine Wortmischung aus Organismus und Orgasmus, Wilhelm Reich zufolge handelt es sich dabei um eine Art universelle Energie, die alle Lebenskräfte auf sich vereine. Die offenen Röhren seines Apparats absorbieren dieses Energetikum, Regen entsteht als Nebenprodukt des gesamten Prozesses. Mit Wilhelm Reichs Wolkenjäger haben Esoteriker:innen aller Länder ebenso experimentiert wie die Popkultur der Achtzigerjahre. Auch im Video zum Song »Cloudbusting« der britischen New-Wave-Sängerin Kate Bush ist sein Regenmacher gen Himmel gerichtet. Es erzählt in Rückblenden von einer Vater-Sohn-Beziehung, die ein jähes Ende nimmt: Nachdem der Vater, gespielt von Donald Sutherland, eines morgens von Polizeibeamten abgeholt und in ein Auto verfrachtet wird, muss Sohn Peter den gemeinsam konstruierten Wolkenmacher am Hügel vor dem Haus alleine in Betrieb nehmen. Er steigt auf den Berg und aktiviert ihn – zur Freude seines Vaters, der durch das Fenster des Polizeiwagens gerade noch erkennen kann, dass es in diesem Moment zu regnen beginnt.

Im Musikvideo ist Peter kein Sohn und seine Wolke keine Himmelserscheinung. Der filmische Nachfahre von Wilhelm Reich wird stattdessen von Kate Bush gespielt, der durch den *Cloudbuster* ausgelöste Regen verdankt sich einer Videosimulation. Die frühen Wolken am Himmel der Popkultur wurden zwischenzeitlich durch andere Technologien erweitert. Die Rede von der Cloud kommt dieser Tage vor allem dann auf, wenn es um verteilte Rechnerleistung auf dezentralen Servern geht. Cloud-Services werden oftmals genutzt, wenn Daten von lokalen Rechnern über eine Internetverbindung gesichert und gespeichert werden; wohin sie fließen, wissen die meisten Computer-Nutzer:innen jedoch ebenso wenig, wie sie in Kenntnis darüber sind, *dass* sie fließen. Die Cloud – soviel suggeriert allein der Name – soll dem Begriff nach mysteriös bleiben. Ihr genauer Ort – und damit auch ihre IP-Adresse – entzieht sich oftmals dem eigenen Wissen, ebenso wie der Umstand, dass sie überhaupt existiert. Die Cloud wirkt im IT-Hintergrund als heimliche Akteurin, von der gespeicherte Daten jederzeit neu geladen und auf andere Geräte transferiert werden können; wie aus dem Nichts kann man sie dank Cloud scheinbar von überall aus abrufen.

Die Cloud schwebt irgendwo im Internet – soviel ist im Alltagsverständnis gerade noch angekommen. Realiter geht es beim Cloud-Computing jedoch um den Konsum und die versteckte Nutzung einer zentral verwalteten Rechenleistung. Zurückgegriffen wird dabei auf die Dienste von miteinander verbundenen Rechnern, viele davon gehören proprietären Softwareriesen wie Amazon, Meta, Google und Microsoft. Die Silicon-Valley-Unternehmen in den Händen von Zuckerberg & Co agieren profitorientiert und befinden sich im Besitz von Aktionär:innen, die sich hohe Gewinne von ihren IT-Investitionen versprechen. Ökonomisches Wachstum bedeutet deshalb auch immer technische Expansion: Je mehr Cloud-Dienste, desto höher die Profite ihrer Eigentümer. Aus dem Alltagsleben wegzudenken sind die Cloud-Services aus diesem Grund schon seit längerem nicht mehr: Alles, was Nutzer:innen am Smartphone machen, wandert in die Cloud und auch die Daten zu jedem Transfer per »Gratis«-Dienst kommen dort an: Wetransfer, Dropbox oder Google Drive – das alles wird über die Cloud abgewickelt. Auch die Zeitstempel zu weltweiten Bestellungen in Online-Shops und die logistikrelevanten Lieferdaten von DHL und FedEx wandern geradewegs in die Wolke. Während der Nutzung einer Gmail-Adresse arbeitet eine gigantische Google-Cloud im Netzwerk-Hintergrund.

Von den 12 Tonnen CO_2-äquivalenten Emissionen, die in Deutschland pro Mensch und Jahr anfallen, kommen allein 0,85 Tonnen auf Digitalgeräte, in Österreich ist der Jahresverbrauch pro Person kaum geringer. Ein datensparsamer Umgang mit digitalen Apparaten könnte Emissionen reduzieren – darauf ausgerichtet sind proprietäre Plattformen und Social-Media-Dienste, die besonders intensiv auf Cloud-Services zurückgreifen, keineswegs. Sie verlangen den Nutzer:innen ein ständiges Mehr an Datenproduktion ab und halten sie mit psychologischen Mitteln so lange wie möglich auf den Plattformen. Die Cloud dahinter folgt derselben Stoßrichtung wie Big Tech: Mehr ist mehr – im Sinne eines Surplus an monetärem Profit. Auch unter ökologischen Gesichtspunkten geht es für Tech-Konzerne um maximale Effizienzsteigerung. IT-Kritiker:innen, die sich gegen Greenwashing und CO_2-Kolonialismus wenden, sehen im Mehr vom Falschen aber keinen Gewinn. Sie wissen, dass im Zeitalter der ökologischen Katastrophe eine Abkehr von ressourcenintensiven Cloud-Diensten nur das Mindeste wäre.



»Trans*Feminist Depletion Strike«, Website-Banner vom 8. März – Weiteres folgt.

Die Big-Tech-Cloud konsolidiert ein Software-Paradigma, das auf ständig aktualisiertes Software-as-a-Service, eine skalierbare Rechnerinfrastruktur und viele Smartphones setzt, ebenso auf die politische Ökonomie der börsennotierten Big-Tech-Unternehmen, deren Gewinne auf der Verschwendung von Energie, dem Raubbau an Mineralien und der Ausbeutung rassifizierter Arbeitskraft beruhen. Daran haben die Aktivist:innen des weltweit ersten »Trans*Feminist Depletion Strike« massive Kritik angemeldet. Sie wissen, dass selbst ein verringerter CO_2-Verbrauch ein Gewinn für die großen IT-Konzerne wäre – und wandten sich am 8. März dieses Jahres erstmals gegen die Cloud und ihre wichtigsten Betreiber:innen. Wie aber kann man etwas bestreiken, das man nicht sehen kann? Bedarf es dafür einer Praxis des forcierten Luddismus oder gar eines Regenmachers à la Wilhelm Reich? Im Etherpad der Aktivist:innen war dahingehend nur folgendes zu lesen: »check current list, otherwise setup new mailinglist, info will go through there.«

Apps und Computer einfach mal für ein paar Stunden abzudrehen, reicht nicht aus. Als expansive Technologie beförderte die Cloud selbst dann, wenn sie ökologisch vertretbar wäre, die Vorstellung von der grenzenlosen Verfügbarkeit menschlicher Arbeitskraft und ihrer permanenten Skalierbarkeit – im Sinne eines Services à la 24/7. Als Netzarbeiter:innen, die sich in Kollektiven organisieren, wussten schon etwa die Aktivist:innen des »Trans*Feminist Depletion Strike« das nur allzu gut. In ihrem Online-Aufruf, der auch in der Versorgerin #137 abgedruckt wurde, heißt es: »Aber immer mehr IT-Abteilungen werden geschlossen und unsere Fähigkeiten, Wünsche und Möglichkeiten werden zu extrahierbaren Ressourcen, während die agilen Big-Tech-Logiken Gesundheitsversorgung, Bildung, Aktivismus und sogar Dating transformieren. Für erfindungsreiche, basisdemokratische und ungewöhnliche Praktiken fehlt die Energie, oder sie werden gänzlich unvorstellbar. So entsteht ein Teufelskreis: Je weniger wir uns um alltägliche digitale Technologien kümmern, desto mehr müssen wir uns auch bei einfachen Anliegen auf Unternehmen verlassen. Und immer wieder scheitern jene Technologien, mit denen Zugänglichkeiten erhöht und die aktivistische Arbeit behinderter Menschen organisatorisch erleichtert werden soll – sie scheitern daran, die Bedürfnisse derer in den Mittelpunkt zu stellen, die ohne diese Technologien nicht partizipieren können.«

Der Erfolg des ersten internationalen Online-Streiks wird sich bald wiederholen. Die kollektive Kompensation von Kohlendioxid wird gegenwärtig immer wieder als Mittel zur Eindämmung des Klimawandels vorgeschlagen, auch das unsichtbare Komitee des »Trans*Feminist Depletion Strike« diskutiert sie gegenwärtig. CO_2-Kolonialismus hilft vor allem dem globalen Norden, seine Emissionsobergrenzen einzuhalten, anstatt die nachhaltige Entwicklung im globalen Süden zu fördern. Seit den ersten Aktionen des »Trans*Feminist Depletion Strike« am 8. März und am 1. Mai wird eine Online-Kritik an dieser Strategie von den Aktivist:innen formuliert. Sie wenden sich gegen das imperiale Projekt des »Kohlenstoffkolonialismus« – und damit gegen eine neokoloniale Praxis. Positionen dazu arbeiten die Serversysters und ihre Freund:innen für den 12. Oktober dieses Jahres aus – es ist der Anti-Colonial Action Day.

Ökologischer Raubbau und menschliche Ausbeutung werden unter der Ägide der herrschenden Cloud-Technologien nicht beendet, nur umverteilt – darin ist sich die Kernbelegschaft des »Trans*Feminist Depletion Strike« einig. Am Ende treibt selbst das Versprechen auf ein ressourcenschonendes Surplus immer noch den in der Cloud angelegten Wachstumsgedanken voran – mit einer auf bedingungslose Skalierbarkeit ausgerichteten IT-Infrastruktur im Hintergrund. Das CO_2-neutral konstruierte Rechenzentrum allein ist deshalb noch nicht genug. Die Aktivist:innen des »Trans*Feminist Depletion Strike« fordern unter anderem eine weitgehende Rückkehr zu lokalen, selbstverwalteten Serverstrukturen, ihre Aktionen werden sie bis Ende des Jahres dezentral ausweiten. Sie kämpfen gegen andere Wolken als die im Video von Kate Bush; ohne den ideellen Notbehelf eines *Cloudbusters* wird dieser Kampf derzeit aber noch nicht zu gewinnen sein.

Barbara Eder, Autorin und Journalistin, lebt und arbeitet in Berlin. Studium der Soziologie, Philosophie sowie Informationstechnologie, promoviert. Zuletzt erschienen: »Das Denken der Maschine« (2023) bei Mandelbaum, Wien. In Vorbereitung: »Die Baupläne von Paradiesen«. Seit August ist sie Redakteurin bei junge Welt *in Berlin, in den »Trans*Feminist Depletion Strike« involviert war sie bereits zuvor.*

Eine entscheidende Wegkreuzung

Die beiden fundamentalen Möglichkeiten im Umgang mit der Entwicklung und Verbreitung Künstlicher Intelligenz diskutiert *Patrick Derieg.*

Seit einem Jahr sammelt das EU-Parlament Vorschläge zur Regulierung Künstlicher Intelligenz (EU AI Act) und am 14. Juni 2023 wurde einer ersten Verhandlungsposition zugestimmt. Im Grunde geht es um das Festsetzen gewisser Normen für die Entwicklung und bestimmte Anwendungen im Bereich der KI, sowie die Einführung neuer Mechanismen, um die Einhaltung dieser Normen durchzusetzen.

Was Ersteres betrifft, wird versucht, Risiken und Missbrauch entgegenzuwirken. Vordergründig dabei sind einerseits Anwendungen von KI bei politischen Kampagnen, Desinformation in sozialen Medien, Gesichtserkennung, Deep Fakes und ähnliche akute Gefahren. Erwähnt wird auch die längerfristige Bedrohung allgemein anwendbarer KI Modelle, die die Fähigkeiten der aktuell zugänglichen Modelle um ein vielfaches übersteigt (die theoretische Gefahr einer künstlichen Superintelligenz, die so genannte AGI, Artificial General Intelligence).

Die Mechanismen, die vorgeschlagen werden, um die Einhaltung der Normen zu gewährleisten, beträfen nicht nur kommerzielle Anbieter, sondern auch Open-Source-Projekte. Hohe Geldstrafen sind vorgesehen, wenn Werkzeuge verfügbar gemacht werden, die keiner Prüfung unterzogen wurden. Das heißt, dass in diesem Entwurf die Entwicklung dieser mächtigen Werkzeuge an sich, und nicht nur die (böswillige) Anwendung derselben als Straftatbestand betrachtet wird.

Allgemein betrachtet, ist es zu begrüßen, dass neuartige potentielle Gefahren auf EU-parlamentarischer Ebene erkannt und angesprochen werden. Auch, wenn man nicht davon überzeugt ist, dass die Entstehung einer künstlichen Superintelligenz bevorsteht, gibt es ausreichend Anlass, um nach Antworten auf bereits bestehende Gefahren im KI-Bereich zu suchen (ChatGPT-Prüfung als Vorwand für Bücherverbannungen in den USA[1], Revenge Porn[2], Fake Kidnappings[3]...).

Ein weiterer Legislativ-Vorschlag kommt vonseiten der Tech-Giganten selber unter dem Akronym FAR (Frontier AI Regulation) daher.[4] Dabei wird argumentiert, dass der Zugang zu dieser mächtigen Technologie allein diesen Big Playern vorbehalten sein soll und Regierungen schnell entsprechende Gesetze schaffen müssten, um ein Weltuntergangsszenario zu vermeiden.

Befürworter:innen dieses Entwurfs sind seit Anfang des Jahres auf Lobbykurs[5] und scheinen auch ihren Fingerabdruck im EU AI Act hinterlassen zu haben. Sie pochen auf der existentiellen Bedrohung durch die Technologie selber. Kritiker:innen wiederum sehen das Verschärfen und Zementieren der Machtverhältnisse als existentielle Bedrohung an.

Wir befinden uns an einer entscheidenden Weggabelung. Entweder entscheidet eine zentralisierte Elite über die Entwicklungen dieser mächtigen Werkzeuge oder sie wird allen zugänglich gemacht. Diese zwei Szenarien (Machtkonzentrierung vs. Machtumverteilung) sind miteinander inkompatibel und aufgrund der Geschwindigkeit der Entwicklungen wird es in aller Wahrscheinlichkeit kein Zurück geben, egal welchen Weg wir wählen.

A) KI gehört den Tech-Konzernen alleine

»Seit Jahrhunderten sind Wissenschaft und Technologie aufgrund einer Ideologie der Offenheit erfolgreich. Diese Kultur der gegenseitigen Begutachtung, des kritischen Rückkoppelns und der ständigen Verbesserung ist die Antriebskraft des Fortschritts, die uns alle voranbringt. Doch mit den künftigen Generationen der künstlichen Intelligenz und der synthetischen Biologie werden wir akzeptieren müssen, dass dieser Prozess ein Update benötigt. Es wird unglaublich schwierig sein, herauszufinden, wie wir das tun können, ohne die Innovation und die Freiheit des Denkens zu zerstören. Aber unkontrolliert gelassen, wird naive Open Source - in 20 Jahren - mit ziemlicher Sicherheit eine Katastrophe verursachen.« (@mustafasuleyman, Mitgründer von Deepmind, das von Google gekauft wurde, und Gründer von Inflection AI, ein von Microsoft finanziertes Startup)

Das Argument lautet, es könne nur zentralisierte KI gewährleisten, dass sich die enormen Risiken steuern lassen und Missbrauch verhindert werden kann. Wenn wir das Argument akzeptieren (was wir nicht sollten, aber mal angenommen) dann können wir uns überlegen, wie das in der legislativen Praxis aussehen kann.

Um mächtige KIs zu erstellen, braucht man (nicht nur, aber notwendigerweise) Grafikkarten. Dieselben, die zum Computerspielen benötigt werden. Um große – mit Chat-GPT vergleichbare – Modelle zu erstellen, braucht es allerdings sehr viele davon (sowie Wasser und Energie). Außerhalb der größten Tech-Konzerne und Nationalregierungen hat kaum jemand Zugang dazu. Konkurrenten oder alternative Entwürfe dürften also nicht entstehen.

Jene unerlaubten Rechenzentren, die trotzdem entstünden und solche Modelle produzierten, wären als existentielle Bedrohung zu betrachten. Diese müsste man (schnell) zerstören, ehe sie die eigene Macht bedrohen.

Die benötigte Rechenleistung beim Schaffen neuer Modelle muss allerdings nicht im gleichen Rechenzentrum stattfinden. Wie von Organisationen wie BLOOM und TogetherComputer bewiesen, kann die Allgemeinheit ihre HEIM-PCs zur Verfügung stellen, um im Kleinen zur Erstellung solcher Modelle beizutragen. Solche Handlungen verlangen heutzutage kaum technisches Know-how und könnten in Kürze extrem einfach zugänglich sein. Um das zu verhindern, bräuchte es totale Überwachung aller privaten Computer und viele, viele Anzeigen.

Im Übrigen bringt eine solch tiefgreifende Überwachung wenig, wenn außerhalb der eigenen Grenzen keine derartige Überwachung stattfindet. Deshalb bräuchte es Abkommen zwischen allen Ländern. Jenes Land, das die Einhaltung dieser strengen Überwachung nicht durchführt, stellt eine existentielle Bedrohung dar. Wie Eliezer Yudkowski (ein prominenter KI-Experte) es auslegt, gibt es auf diese Bedrohung nur eine Antwort: Vernichtung durch Atombomben.

Aber wenn dann dies alles gegeben ist, sind wir in Sicherheit, oder?

Diese vordergründig perfekt scheinende Lösung hat leider einen kleinen Haken. Anders, als der Zugang zu beispielsweise einer Atombombe, die schwer zu beschaffen ist, besteht selbst das mächtigste KI-Modell aus Nullen und Einsen, die sich per USB-Stick oder Internetverbindung übertragen lassen. Selbst, wenn unsere Techno-Herrscher wahrlich nur das Beste für uns Alle wollen und ihre KI-Modelle ausschließlich zum Wohl der Allgemeinheit einsetzen, braucht sich nur ein einziger böser Akteur Zugang zu ihrem Modell verschaffen, um die Machtverhältnisse der Welt mit einem Schlag umzukehren.

Möglicherweise – so zumindest die Hoffnung – können Mechanismen gefunden werden, die es erlauben, ein mächtiges KI-Modell aus der Ferne lahmzulegen. Und zwar so verlässlich, dass man die Zukunft der Welt darauf wetten kann. Daran wird noch geforscht.

Aber DANN hätten wir's. Ja, dann wären wir in Sicherheit.

B) KI gehört uns allen

»Um ehrlich zu sein, wäre es effektiver, 22.000 GPU-Cluster zu verbieten, und nicht Open Source (Mathematik zu verbieten ist schwer, ehrlich gesagt). Ich glaube, dass die Verpflichtung, bei allen Läufen ab einer bestimmten Größe die verwendeten Daten und Mechanismen zu protokollieren, existenzielle und andere Risiken verringern wird: open for the win« (@EMostaque, Gründer von Stability AI, einer der prominentesten Open-Source KI Firmen, in Antwort auf obigen Tweet).

Wenn KI-Technologien allgemein zugänglich sind, werden viele Leute ganz bestimmt Böses damit machen. AutoGPT ist ein Open-Source-Projekt, das Benutzer:innen ohne Programmiererfahrung erlaubt, autonome Agenten in die Welt zu setzen, um ein bestimmtes Ziel zu verfolgen. Da dieses System und das Sprachmodell (Chat-GPT), auf dem dieses aufbaut, noch in mancher Hinsicht eingeschränkt sind, bleiben diese Agenten – je nach Komplexität der Aufgabe – stecken. Aber es ist erwähnenswert (wenn auch wenig überraschend), dass es schon unzählige dieser Agenten gibt, die die Aufgabe »Menschheit/Zivilisation zerstören, Chaos säen« verfolgen.

Viele Cyber-Security-Expert:innen melden sich in letzter Zeit zu Wort: Das Prinzip »many eyes make all bugs shallow« träfe auch im KI-Bereich zu. Open-Source-Technologien sind das Rückgrat für das Internet selber, sowie für unzählige Software-Produkte und Dienstleistungen, die durch die Mitgestaltung und Fehlerbehebung vonseiten der weltweiten Open-Source-Gemeinschaft um ein vielfaches sicherer sind, als die von kleinen Teams entwickelten proprietären Lösungen.

Anders gesagt: Wer kann schneller und besser auf Missbrauchsfälle reagieren? Alle Cyber-Security-Expert:innen der Welt? Oder ein paar Firmen? Wer die inzwischen zahlreichen Exemplare KI-generierter Bücher auf Amazon durchforstet oder auf Google Scholar nach den Worten »As an AI model« sucht, muss feststellen, dass diese Firmen für die Aufgabe, auf Missbrauchsfälle zu reagieren, gar nicht gewappnet sind (sofern sie sich hierfür überhaupt in der Verantwortung sehen).

Angenommen, wir nehmen den Weg, KI-Technologien allen zugänglich zu machen. Was passiert dann noch?

Neueste Statistiken zeigen[6], dass in immer mehr Bereichen (Bilderkennung, Sinnerfassendes Lesen, Programmierung, ...) die Fähigkeiten von KI-Modellen jene von Menschen jetzt schon übersteigen. Kürzlich ist ein Aufmerksamkeit erregendes Projekt von Harvard Open-Source gestellt worden, in dem Figuren, die durch ein KI-Sprachmodell gesteuert werden, eine virtuelle Welt beleben. Das Ausführen einer simulierten Welt auf lokalen Servern, in der KI-Agenten unsere eigenen Berufe ausüben (mit echten Ergebnissen) ist in Reichweite: Man stelle sich vor, wir profitierten selber davon, anstatt durch ähnliche Systeme ersetzt zu werden.

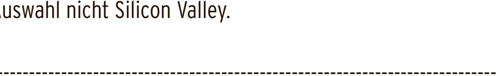
Alle Inhalte können uns personalisiert näher gebracht werden. Unendliche neue Zusammenhänge, aus für Menschen unüberschaubaren Quellen, können geschaffen werden. Die Erstellung von Software, oder Filmen, oder Opern gelingt durch die Formulierung eines Absatzes. Umsetzbare Lösungen für reale Krisen können gesucht und gefunden werden. Dieses riesige kollaborative Projekt, das wir Internet nennen, kann sich durch KI auf ganz neue Art manifestieren, und zwar mitunter zum Vorteil der Allgemeinheit. Zu deren Ermächtigung.

Darin liegt aber auch das Problem: Die Mitsprache und Ermächtigung der Allgemeinheit, das wissen wir, muss mit allen Mitteln verhindert werden.

Was die neuen Gesetzesentwürfe anbelangt, will ich daran erinnern: DPA (data protection act) ist jenes Gesetz, das dafür sorgt, dass wir in Europa gefragt werden, ob eine Webseite unsere Daten verwenden darf. Das Gesetz stammt von 2018, über zehn Jahre, nachdem das Stehlen unserer Daten zu einer Milliardenindustrie geworden ist. Die Politik lieferte immer neue Belege, dass unsere (schon vor dem Internet) verstaubten Strukturen nicht mit den rapiden Entwicklungen des Internets mithalten können, und KI bewegt sich noch viel schneller.

Die DPA war wohlgemerkt gegen die uneingeschränkte Kapitalakkumulation gerichtet. Wenn unsere Repräsentant:innen dem Drängen der Tech-Giganten nachgeben, könnten diese versuchen, Zentralisierung anzustreben. Erste Gesetze in diese Richtung könnten unsere Zukunft besiegeln.

Mein Plädoyer an alle, egal mit welchem Hintergrund: informiert euch, informiert andere, nehmt Teil an dieser Diskussion. Eine beispiellose Gelegenheit oder der tiefste Abgrund stehen bevor. Überlassen wir diese Auswahl nicht Silicon Valley.



[1] https://www.vulture.com/2023/08/iowa-banned-books-chat-gpt.html
[2] https://www.asc.upenn.edu/news-events/news/what-deepfake-porn-and-why-it-thriving-age-ai
[3] https://www.theguardian.com/us-news/2023/jun/14/ai-kidnapping-scam-senate-hearing-jennifer-destefano
[4] Frontier AI Regulation: Managing Emerging Risks to Public Safety via https://arxiv.org/abs/2307.03718
[5] https://foreignpolicy.com/2023/06/20/openai-ceo-diplomacy-artificial-intelligence/
[6] https://time.com/6300942/ai-progress-charts/

Patrick Derieg ist ein selbstständiger IT-Techniker aus Linz, der sich auch in seiner Freizeit gerne mit Informatikgeschichte und freier Software auseinandersetzt.

Creating introverted interfaces and taking care of servers

Aimilia Liontou in conversation with Vo Ezn, artist in residence within the servus.at ARDC program.

As part of its 2023 cultural program, servus.at has reactivated its Artist Run Data Center (ARDC) residency format, a virtual residency program in which artists are invited to access the servus.at infrastructure and develop their projects in a series of virtual machines.

We invited Vo Ezn, a Netherlands-based infrastructure artist to be our first resident. Her project will be presented as part of STWST48x9 COLD HEAVEN, a parallel event to the Ars Electronica Festival program, organized and hosted at Stadtwerkstatt and can also be visited online.[1]

Vo Ezn (/vɔ ɪzn/) is a sound and infrastructure artist who works on many different projects, is part of feminist server collectives/networks and gives workshops hosted in her web-based && terminal environment. Her hands-on introduction to servers started during the second trimester 'Special Issues' while she was studying at the Masters program *Experimental Publishing* at the Piet Zwart Institute, Willem de Kooning Academy in Rotterdam. According to the theme of the course, she and her fellow students were »entrusted« to structure and securely host a fragile political archive, while at the same time finding a way to make the archive's data (anonymously) available to the public. To do this, they were given a few Raspberry Pis, which they had to set up properly as web servers. The connection between Vo Ezn and that server was instantaneous. Although she had no prior knowledge of the hardware, as she describes, »I felt intrigued to con-figure out how it works. Generally, I am a hands-on person. I am curious how things work and at the same time I want to be able to modify and customize them freely in my own way. It is a learning process«. The final outcome of the course was the project »We have secrets to tell« that made available the resources and at the same time questioned issues of control over archival material and power structures within institutions.[2]

As an artist and member of various collectives working on feminist servers (systerserver/ anarchaserver/ minadoraserver), Vo Ezn believes that infrastructures are currently obfuscated by well established metaphors like »the cloud« and they could be more easily understandable, tangible and accessible. In accordance to that belief, she finds it very important to have her servers in her own home and to be able to work on them at any time. In her practice, she uses the 'trial and error' method as a learning process: »Things can break and that is fine. When I interact with my server and try things out, I do not know everything. I'm aware that through this process errors are bound to occur and I embrace failures as intriguing challenges and puzzles«. In contrast to the established – mostly corporate – mentality where everything should run perfectly 24/7 and where there is no room for failure or experimentation, Vo Ezn prefers to make infrastructures more explicit by doing things »to-for-by-with on her own terms« (as she likes to say) while working through her computer terminal.

Documentation plays a very important role in her practice: »A terminal session can last a very long time, but it only exists as long as I am running the terminal. If I close the terminal, there is no backup and you can no longer see the commands that have been executed. By adding a line of code in .bashrc on my computer, I can document the whole process output and keep each session in a log file. I use this method as one of the ways of documenting the workshop session; I publish the log files in their raw form. However approaches may differ at feminist servers, which are machines managed collectively following feminist principles, that »radically questions the conditions for serving and service«.[3] For example, during the systerserver sessions it is extremely important to document everything in detail, especially for those who are not there and to be able to refer back to it in future. At the moment documentation is mostly available internally.

Through her practice, Vo Ezn focuses on and creates what she calls »introverted interfaces«, a term that offers a personal reflection on the layers of visibility/invisibility, availability and access to programming knowledge. Obfuscation is a common practice in software development, where programmers deliberately modify code so that it is fully executable and at the same time impossible for another person or computer to read. By turning everything into a black box, it limits accessibility and therefore doesn't allow the dissemination and use of knowledge by the wider community. The result is a centralization of power. At first glance, an introverted interface may seem puzzling or mysterious, but it doesn't try to hide anything, on the contrary: »It's just that things aren't in your face. You should stay there and find out how things work«.

Her website *https://ezn.leverburns.blue* is a good example of an introverted interface. At the first encounter, it doesn't look like a typical website, and the user may feel confused, but as soon as she moves the cursor, parts of the text or symbols light up, and clicking on them reveals hyperlinks, images or text. There is no »linear« navigation, but rather an organic path that is unique for each visitor or visit. To find out how an introverted website works, users have to invest time and effort. »I make things very personal, I put so much work into it and maybe a visitor should stay a while to get to know it properly« says Vo Ezn. *Minadoraserver* (*https://minadoraserver.art*) is another example of an introverted interface, which at first seems even more encrypted. The name refers to *Minadora Orjonikidze*, a Georgian female politician and activist, who together with four other women, signed the *Act of Independence of the Democratic Republic of Georgia*. The collective behind this server consist of four women (Tekla, Nona, Mako and Vo Ezn) whose intention is to »... aspire to fire up emancipatory artistic tools and platforms in Georgia, and establish critical connections along the way«.

Minadoraserver hosts information mainly in Georgian, which may seem like a cipher to a standard user (who is mainly familiar with the Latin-based alphabet). However, if someone has the patience, time and curiosity to try out the things that appear on the screen, things will soon open up in front of them.

Vo Ezn is also part of the feminist server collectives systerserver and anarchaserver, whose practice are grounded in the thoughts of »A Feminist Server Manifesto«: a feminist server is a situated technology, that doesn't separate network technology from the social reality. She is autonomous by deciding for her own dependencies, and she puts the conditions of serving and service under question, as well as the technology and its dependencies within the systems it is embedded in.[4] A very important element of the community behind the feminist server is the trust among her members, in order to create a safe/r space that allows learning, experimenting and knowledge sharing within the above mentioned framework. Additionally, the community uses practices based on feminist principles, while the members of a server have a particular role related to system administration, care or maintenance. »A feminist server is nourished and flourished by the particular capacities of the people inhabiting it«, comments Vo Ezn, and she adds »proximity is also important. What I like about a feminist server is that it is tangible. You know where it is and the people behind it; this makes it more intimate and personal.«

Going back to introverted interfaces, part of Vo Ezn's practice is to run (mainly online) workshops in Lever Burns, a no-camera and no-audio environment, where communication is possible only through text »That makes everyone feel comfortable and it works really well, especially for those for whom english is not their first language« she says. The workshops are hosted on her servers; one of the elements of the interface is a terminal, with direct access to the server, which means that participants can not only see it, but also interact with it or modify it. In a technical sense, this makes the space very vulnerable. This is one of the reasons, as Vo Ezn explains, »I invite participants through allied networks. They should know the session-dedicated link, which is not publicly shared, but I also make sure who enters. Nobody wants a tech bro energy!« Vo Ezn tries to create a space where everyone and everything feels comfortable, excited and has fun. Instead of giving commands, Vo Ezn wants the participants to suggest things and try them out together. Again, if something fails that's o.k. and part of the learning process.

Vo Ezn's project residency is a continuation of infraendeavours – this time in a servus.at server. In her VPS (Virtual Private Server), she chose to use Munin – a free and open source software which is monitoring the system for the correct maintenance of the server's performance. Munin allows her to fetch and analyze data from other server VPSs in the servus.at infrastructure. According to Vo Ezn »By using this monitoring system, I cannot see the background processes that everyone is running, however I can get data related to – among others things – the load, the energy consumption or space usage. Since I am working in an experimental mode, I would try to visualize how these processes set the mood. The resulting prototypes engage with all of this and its introverted interface allows the viewer to experience the situatedness of that machine. It does not only visualize the status of the server, but also the mood of the server maintainer, as well as the config and the connection conditions of the visitor. Exploring the server to get to know its user(s).«

links:
https://ezn.leverburns.blue, *https://systerserver.net*, *https://anarchaserver.org*, *https://minadoraserver.art*, *https://hackersanddesigners.nl*, *https://stwst48x9.stwst.at*, *https://core.servus.at/de*

---

[1] *https://f00f.fail/*
[2] *https://issue.xpub.nl/11/index.html*
[3] *https://areyoubeingserved.constantvzw.org/Summit_afterlife.xhtml*
[4] ibd.

Aimilia Liontou (she/her) is an interdisciplinary artist based in Linz. She has been part of the servus.at team since May 2023.

AMRO Research Lab

The AMRO Research Lab consists of a series of events, including workshops, lectures and other activities related to artistic research, that takes place between the various editions of the AMRO Festival. It serves as a forerunner and think tank for the upcoming festival. The Research Lab is characterised by a strong interdisciplinarity, combining critical theoretical reflections with the practical approach of the hacktivist community. *https://research.radical-openness.org/*
Save the date: the next AMRO Festival will take place from 8th-11th May 2024 in Linz. More information from late autumn on the website *https://radical-openness.org/*

Over – Exercises in Death

Drei Elemente als Abbildungsversuche einer ungewissen Präsenz. *Claudia Reiche* stellt Überlegungen zu ihrer Foto- und Videoinstallation »Over – Exercises in Death« an.

»Es ist sehr schwer zu begreifen, warum wir Angst haben [vor dem eigenen Tod]. Einerseits haben wir Angst, weil wir denken, wir werden nicht mehr da sein […] Andererseits aber ist die Vorstellung noch entsetzlicher – und das ist der Ursprung der Angst – die Vorstellung, dass wir anwesend sein werden und teilnehmen an dieser Nicht-Welt, an unserem eigenen Tod.« Jacques Derrida

Installation in der Stadtwerkstatt

Die Installation, die in der Stadtwerkstatt im Rahmen von STWST48x9 COLD HEAVEN gezeigt wird, konfrontiert drei Elemente: operative Bilder in militärischer Datenvisualisierung, Infrarotfotos einer Wohnung im Zustand der Auflösung nach dem Tod der Eltern und schließlich Familienfotos, genauer: deren Rückseiten, und die damit verdeckten Blicke verstorbener Verwandter, die Kriege erlebten und nicht überlebten.

Abschüsse

Die militärischen Screenshots von Monitoren zur Bedienung von Flugabwehrsystemen bilden Interfaces ab, die fliegende Zielobjekte und Treffer anhand signalverarbeiteter zeitserieller Datenströme aus Radar, Infrarot und Optroniksystemen visualisieren. Die Bildanzeige – im Dienst der Feuerleitung – operiert auf Basis automatisierter Geolokalisation, Analyse und Zielverfolgung. Was wird in den Visualisierungen erzielter Treffer auf dem Kontrollschirm gezeigt? Kenntlich sind die Treffer, hier Abschüsse von Flugobjekten durch Lenkflugkörper, durch ein plötzliches Erscheinen heller, schnell auseinanderstrebender Flecken im Bild, bei Ablenkung vorausgehender Bewegung in einer Flugbahn, die in vertikal absinkende, disparate Bewegungen der kleinen Helligkeiten übergeht sowie das Verschwinden des zuvor identifizierten Objekts aus dem Bild. Es geht um einen vorausberechneten Zeitpunkt und Ort für einen zerstörenden Zusammenfall von Bewegungsanalyse und Bewegungssynthese – nachträgliche und vernichtende Bestätigung der verfolgenden Lokalisierung und der in die Zukunft zielenden Waffensteuerung. Die Bildproduktion solchen Waffensystems scheint das Visualisierte und dessen Referenten qua Auslöschung miteinander zu identifizieren wie Fiktion und Fakt. Eine durchschlagende Bildertäuschung in gewisser Weise … Bloße Näherung an Undarstellbares. Reales.



Bild: Claudia Reiche

Abschüsse

Unterhalb des Rot

Liefe eine Maus auf die Kamera zu, leuchteten im aufgezeichneten Infrarotbild ihre Augen, die die Wärme anders als die behaarte Haut abgeben, hell auf. Auch ihr Urin, vielleicht in einem kurzen Erschrecken abgesetzt, hinterließe eine helle Spur in fleckig ausfließendem Leuchten. Ein neues Licht, unterhalb des Rot.

Die Fotos sind in einem Verfahren entstanden, das sich einer ‚blinden' fotografischen Aufzeichnung von Lichtwellen jenseits des sichtbaren Spektrums verschrieben hat. Eine Wohnung ist zum Gegenstand genommen, deren unermesslich vertraute Konturen sich nach dem Tod ihrer letzten Bewohnerin, meiner Mutter, durch Ausräumung des Hausstands und des Mobiliars zunehmend verwischten. Die Orientierung in der seit über fünf Jahrzehnten mit Grundriss und Einrichtung gekannten Wohnung übernahmen der Körper und das Erinnern an Wege, Gesten und Gewohnheiten. Fotografiert wurde nachts und in Dunkelheit, oft zusätzlich mit geschlossenen Augen. Schreckmomente erzeugten sich durch kleine Irrtümer in der vorahnend, tastenden Bewegung als wahrgenommene Nichtübereinstimmungen: Räumlich. Zeitlich. Faktisch. Als ob ein verrutschtes Double an einem Schnittpunkt körperlich-medialer Aufzeichnung fotografierte: sein aufblitzendes und entschwindendes Universum der Kindertage, in einer seltsam flüchtigen, verrückten Form von Gedankenfotografie.
Ausgelöst wurde eine Kamera, deren Infrarot-LEDs nicht sichtbare Blitze aussendeten und die die Reflexionen dieser Strahlen ‚unterhalb des Rot' wieder aufzeichnete. Denn eventuell vorhandene Infrarotstrahlung, wie sie etwa von lebenden Körpern oder elektronischen Geräten abgegeben wird, erscheint jeweils proportional verstärkt. Das halb bewusste Auslösen und das automatisierte Einfangen – von wem, von was? Von welchem Phantom? – hatte Vorrang vor bildästhetischen Erwägungen. Die bildlichen Ergebnisse gaben Vertrautes in kaum kenntlicher Form aus, so wie es unter dem Eindruck des Verlustes geliebter Personen erscheinen mag, »denn dies Unheimliche ist wirklich nichts Neues oder Fremdes, sondern etwas dem Seelenleben von alters her Vertrautes, das ihm nur durch den Prozeß der Verdrängung entfremdet worden ist.«[1]

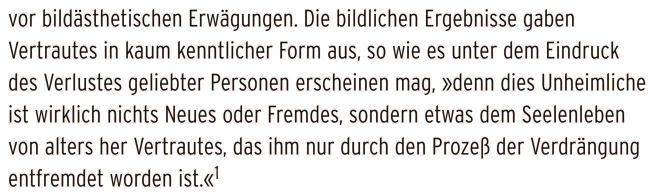


Bild: Claudia Reiche

Unterhalb des Rot

Eine unbestimmte Angst, herausgefordert, zeigt sich in ihren infraroten, schwarz-weiß gewordenen Farben … Oder: »Der Begriff eines Phantoms ist ebensowenig in Person greifbar wie das Phantom eines Begriffs. Weder Leben noch Tod, beide suchen sich gegenseitig heim.«[2]

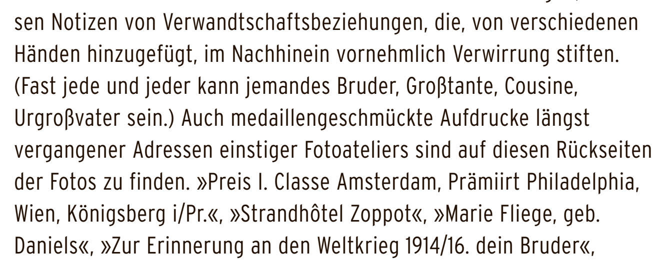
Rückseiten der Blicke

In Pappschachteln gebündelte Stapel von Familienfotos verschiedener Herkünfte, wie sie sich im Nachlass meiner Mutter fanden, werden in der Präsentation den Blicken der Betrachtenden auf besondere Art gezeigt, nämlich indem die Bildseiten der Fotografien herumgedreht und verborgen sind. Dies entspricht weitgehend ihrer vorgefundenen diskreten Art der Lagerung, denn die Fotografien fanden sich vergraben zuunterst in Schränken, dort, wo in der letzten elterlichen Wohnung auch Schuhe, einige Werkzeuge und enzyklopädische Bände erotischer Kunst versteckt lagerten.
Die einstigen Blicke dieser Fotografierten hin zur Kamera bleiben insofern, wie schon in den verschnürten Bündeln, ungezeigt, und gewissermaßen den Betrachtenden abgewandt. Zu sehen gegeben werden die papiernen Rückseiten dieser Familienfotos, wie sie übrigens kaum zu unterscheiden sind von den Rückseiten anderer Fotos – aus anderen Familien, Funden, Fotoarchiven. Dennoch sind es nicht austauschbare Bilder von Verstorbenen, deren Freunden, von Menschengruppen mit manchmal vermerkten Jahreszahlen und Orten, teils mit den Namen der Abgebildeten, Widmungen, Unterzeichnungen, diversen Notizen von Verwandtschaftsbeziehungen, die, von verschiedenen Händen hinzugefügt, im Nachhinein vornehmlich Verwirrung stiften. (Fast jede und jeder kann jemandes Bruder, Großtante, Cousine, Urgroßvater sein.) Auch medaillengeschmückte Aufdrucke längst vergangener Adressen einstiger Fotoateliers sind auf diesen Rückseiten der Fotos zu finden. »Preis I. Classe Amsterdam, Prämiirt Philadelphia, Wien, Königsberg i/Pr.«, »Strandhôtel Zoppot«, »Marie Fliege, geb. Daniels«, »Zur Erinnerung an den Weltkrieg 1914/16. dein Bruder«, »Danzig, Tante«, »Zur frdl. Erinnerung an deinen Bruder«, »Frl. Discher (jüngste Schwester)«, »im Juni 1942«, »Februar 1944« und so weiter.

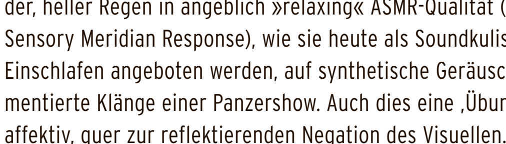


Bild: Claudia Reiche

Rückseiten der Blicke



Die Ausstellung nur der Rückseiten der Porträt- und Gruppenfotografien spiegelt also den bisherigen Umgang mit diesem Erbe wider, der den Blicken der Fotografierten eine weiterwirkende Macht zuzutrauen schien und Blickwechsel mit diesen zu vermeiden suchte: mit diesen ausdrucksvollen, meist todernsten Blicken. Oder so: »Gerade weil in jedem Photo, und sei es scheinbar noch so fest der aufgeregten Welt der Lebenden verhaftet, stets dieses unabweisbare Zeichen meines künftigen Todes enthalten ist, […]«.[3]
Das Video fügt der Serie der so verdeckten und zugleich entblößten Fotografien einen Soundtrack hinzu: Dort treffen fernes Geschützfeuer im simulierten Sound des letzten Weltkriegs und flüsternder, heller Regen in angeblich »relaxing« ASMR-Qualität (Autonomous Sensory Meridian Response), wie sie heute als Soundkulisse zum Einschlafen angeboten werden, auf synthetische Geräusche und dokumentierte Klänge einer Panzershow. Auch dies eine ‚Übung zum Tod': affektiv, quer zur reflektierenden Negation des Visuellen.



Kalte Präsenz

Alle drei Elemente verbindet eine ungewisse Präsenz: es sind ebenso präzise wie phantastische Abbildungsversuche eines Nicht Sichtbaren. Nicht sichtbar wie es der eigene Tod ist. Kalt wie eine Bilderzeugung. Von sich getrennt, um verbunden zu sein in Annäherung an eine unerreichbare Präsenz. »Aber es handelt sich immer um die Singularität des Anderen, insofern sie mich erreicht, ohne an mich gerichtet zu sein, ohne für mich präsent zu sein, und der Andere kann ‚ich' sein, ich, der ich gewesen bin oder hätte gewesen sein müssen, ich, der ich bereits in der vollendeten Zukunft und in der vollendeten Vergangenheit meiner Photographie gestorben bin.«[4]
Kälte, Widerstand und Lebendigkeit der Toten sich zur Maßgabe zu nehmen, braucht Übung. Etwa entlang eines Wortes nachzudenken: ‚over' wie ‚vorbei' … Das meint vergangen wie eine Gelegenheit, vorüber wie ein Traum. In schweren Zeiten: Jemand oder etwas sei hinüber. Vorbei ist vorbei ist vorbei. Wie ein Gespenst. Also nicht. Denn es geht vorbei – am Sein – und trifft nicht vollständig. Zu. Im Unbewussten? Dort, meint Sigmund Freud, seien wir ohnehin von der eigenen Unsterblichkeit überzeugt und so wird der eigene Tod verdeckt, wenn nicht durch Gewalt, aufgerufen. »[D]aß wir uns so befremdet fühlen in dieser einst so […] trauten Welt, ist die Störung des bisher von uns festgehaltenen Verhältnisses zum Tode. Dies Verhältnis war kein aufrichtiges.«, schreibt Sigmund Freud in »Zeitgemäßes über Krieg und Tod« während des ersten Weltkriegs.[5]

---

[1] Sigmund Freud, Das Unheimliche [1919], in: Alexander Mitscherlich, Angela Richards, Hg.: Studienausgabe. Band IV. S. Fischer, Frankfurt am Main 1982, S. 241-274, hier: 258

[2] Jacques Derrida, Die Tode von Roland Barthes, Hg. Hubertus von Amelunxen, übers. v. Gabriele Ricke, Roland Voullié, Berlin, Nishen, 1987, S. 17.

[3] Roland Barthes, Die helle Kammer. Bemerkungen zur Photographie, übers. v. Dietrich Leube, Frankfurt a.M., Suhrkamp, 1985, S. 108

[4] Jacques Derrida, Die Tode von Roland Barthes, Hg. Hubertus von Amelunxen, übers. v. Gabriele Ricke, Roland Voullié, Berlin, Nishen, 1987, S. 13

[5] Sigmund Freud, Zeitgemäßes über Krieg und Tod [1915], in: Alexander Mitscherlich, Angela Richards, Hg.: Studienausgabe. Band IX. S. Fischer, Frankfurt am Main 1982, S. 49

Claudia Reiche, Dr. phil, ist Künstlerin, Medienwissenschaftlerin und Kuratorin. Sie arbeitet über Kulturen des Digitalen und deren epistemologische, ästhetische und politische Effekte und ist in Projekten engagiert, so im thealit Frauen.Kultur.Labor. Bremen https://www.thealit.de. *Sie lehrt seit vielen Jahren im medientheoretischen und künstlerischen Bereich, derzeit an der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg. Zahlreiche Arbeiten zu Medialität in Feldern von Psychoanalyse, Film, Bildkulturen.*

STADTWERKSTATT VERANSTALTUNGEN SEPT/OKT/NOV

Fr. 08.09.23
STWST48x9 COLD HEAVEN
showcase extravaganza + nightline

Sa. 09.09.23
STWST48x9 COLD HEAVEN

Fr. 15.09.23 :: 22:00
Firecalth pres. How To Pull Up
dancehall, hiphop, reggae

Sa. 16.09.23 :: 22:00
O Wow Tanzabend
funk soul, 60s

Fr. 22.09.23 :: 20:00
Indieverse
indie, pop

Sa. 23.09.23 :: 22:00
Backlab

Fr. 29.09.23 :: 20:00
punk
Hangover Society pres. Kaligula Release Show

Sa. 30.09.23 :: 22:00
Caorli Saunaclub
dance, party

Mi. 04.10.23 :: 20:00
Grails + Gigaldi
instrumental

Do. 05.10.23 :: 17.30
sample, beat, spiel & spaß
Sample As That + turn I table I tennis

Fr. 06.10.23 :: 20.00
Mad Skillz Soundsystem
rave, tekno

Sa. 07.10.23 :: 20:00
Ansa Sauermann
po, rock

Fr. 13.10.23 :: 20:30
Fuzzmann + Lorenz Ambeek
country, folk, schlager, pop

Do. 19.10.23 :: 20:30
Bipolar Feminin
punk, pop, rock

Fr. 20.10.23 :: 20:00
Club Sandwich Nightline
house, party, dance

Sa. 21.10.23 :: 20:00
Ü25 Radio Fro Fest

Mi. 25.10.23 :: 20:00
nand
pop, alternative

Do. 26.10.23 :: 20:00
X!Xu + Roundabout
jazz, rock

Fr. 27.10.23 :: 22.00
Jamaican Rum Night
dancehall, hiphop, reggae

Sa. 28.10.23 :: 20.00
JunQ Bday Qlash
indie, rock, pop

Di. 31.10.23 :: 20:00
Hallo Welt Fest
alternative

Sa. 04.11.23 :: 20:30
Lausch
post rock, rock

Do. 09.11.23 :: 20:30
Kontravoid & Kris Baha
dark pop

Fr. 10.11.23 :: 21:00
Da Staummtisch Release Show
hiphop, rap

Sa. 11.11.23 :: 20:00
Glue Crew Release Show
punk

Fr. 17.11.23 :: 20:00
Indieverse 5.0
indie, pop, alternative

Sa. 18.11.23 :: 21:00
Ufomammut
stoner rock

Fr. 24.11.23 :: 22.00
Bass.Invadaz
drum'n'bass

Sa. 25.11.23 :: 21:00
Retrogott & Hulk Hodn
hiphop, rap

Do. 30.11.23 :: 20:00
Red Machete, Seargent Steel & Fauxpas
rock, hard rock

Impressum versorgerin Nr. 0139 / september 2023 . herausgeberin: »stadtwerkstatt«, kirchengasse 4, A-4040 linz . tel: 0732-731209 . fax: 0732-711846 . e-mail: versorgerin@servus.at . web: versorgerin.stwst.at . redaktion: astrid benzer, tanja brandmayr, claus harringer, kurt holzinger, paul schuberth, franz xaver . cover: stwst . layout: astrid benzer, astrid.benzer@liwest.at . basislayout/entwurf: us(c)hi reiter . anzeigen: versorgerin@stwst.at . auflage: 8.000 stück . druck: oön druckzentrum gmbh & co kg . **RETOUREN AN: STADTWERKSTATT, KIRCHENGASSE 4, 4040 LINZ**